

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 2014

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Hilarion G. Petzold, Ilse Orth, Johanna Sieper (2014g):

Einführung

**Psychotherapie: MYTHEN und Diskurse der
MACHT und der FREIHEIT***

**Erschienen in: Dieselben 2014a: „Mythen, Macht und Psychotherapie“.
Therapie als Praxis kritischer Kulturarbeit. Bielefeld:
Aisthesis. S. 15-66.**

In diesem Internet-Archiv werden wichtige Texte von Hilarion G. Petzold und MitarbeiterInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

* Aus der „**Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit**“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>) .

„...die unaufhörliche Suche nach neuen Antworten in neuen Situationen, die Erkenntnis, daß menschliche Situationen sich ständig verändern, daß die Gegenwart weder der Vergangenheit noch der Zukunft geopfert werden darf – steht und fällt daher mit dem Vorhandensein eines Minimalbereichs bürgerlicher Freiheiten, innerhalb dessen ein Individuum denken oder tun kann, was ihm gefällt, weil es ihm gefällt.“

(Isaiah Berlin 1998, 146)

„Die Psychotherapie ist eine *Disziplin der Beobachtung, der Reflexion und des besonnenen und engagierten Handelns*. Sie erfordert die kritische Selbstbeobachtung des Therapeuten, die Beobachtung des Patienten und – gemeinsam mit ihm – der therapeutischen Interaktion. Sie verlangt Beobachtung und Reflexion der gesellschaftlichen Verhältnisse allzumal, nicht zuletzt der eigenen Profession, denn nur darin liegt die Chance zu kreativen Entwicklungen, zur Korrektur von Fehlern und zur Vermeidung von *schlechten Ideologien*.“

(Hilarion Petzold 1971k, 12)

Moderne Psychotherapie entstand als eine Disziplin der *Freiheitsdiskurse gegen* die Diskurse der Unterdrückung. *Janet* und in seiner Folge *Freud* sahen sich der Aufklärung verpflichtet, die sich *gegen* die Verdunkelung der Vernunft – eine Welt der Magie und düsterer Mythen – wandte. Aber das Abgelehnte bleibt im Ablehnenden eingeschlossen, wenn es nicht bearbeitet, verarbeitet, überwunden wird. Das „*gegen*“ gewährleistet die Präsenz des Bekämpften, welches in subtiler Weise wirksam bleibt. Zurückgedrängt, an die Seite geschoben, verdrängt oder dissoziiert, wirkt es aus dem Hintergrund oder aus dem Untergrund, aus versperrten Abgründen oder aus vergessenen Randbezirken. *Berlin* (1996) in seiner luziden Analyse der abendländischen Geistesgeschichte hat aufgezeigt, wie das Leben der Moderne geprägt ist von der fundamentalen Umwertung der in der Antike entwickelten Werte in der Romantik, z.B. durch den Umschwung von einer naturrechtlich begründeten Werteordnung zu einer in der individualisierten, der persönlichen Verantwortung wurzelnden Position, von einer „Ethik der Taten“ zu einer „Ethik der Absichten“ (ibid.), von einer durch kollektive Gesetze geleiteten Lebensführung – der Einzelne versteht sich als Teil eines Ganzen – zu einer durch den individuellen Willen bestimmten Lebensführung, die das eigene Leben, das Handeln in der Welt gestaltet *wie der Künstler ein*

Kunstwerk. Die Ablehnung übergreifender, universaler Ordnungen wurde durch *Hegel* und *Marx* konterkariert, und auch die Kirchen versuchen, das alte Denken aufrechtzuerhalten. So ergibt sich ein Wechselspiel der Ablehnungen, in dem sich die jeweils gegebenen beiden Positionen fortschreiben. „Unsicher verlagern wir unser Gewicht ständig von einem Fuß auf den anderen“ (*Berlin* 1998, 330), und dieses Schwankens zwischen den Wertesystemen ist man sich in der Regel nicht bewußt. Der *Subjektivismus*, den der romantische Geist propagiert, ist tief in die Psychotherapie eingedrungen. Sie ist gleichsam ein Kind dieses romantischen Umbruchs, denn Psychotherapie trägt – sich selbst immer wieder auch mißverstehend – stets den Diskurs der *Regeln* und des *Gesetzes* (von *Freud* bis *Lacan* und zu den *Richtlinienverfahren*) in sich. Derartige Zwiespältigkeiten müssen in den Blick genommen, *wahrgenommen*, *erfaßt* und immer besser *verstanden* werden (*Petzold* 1988a, 1991e), damit ein *Erklären* dieser Widersprüchlichkeiten zu einem kooperativen *Handeln* führen kann, das uns – vielleicht – aus dem destruktiven Aufeinandertreffen dieser antinomischen Kräfte zu führen vermag. Strukturelle Antinomien findet man in der gesamten abendländischen Geistesgeschichte, und vielleicht hat sich in der Romantik eine in dieser Geschichte angelegte, ihr inhärente Dynamik radikalisieren können: die Dynamik zwischen Gesellschaft und Individuum, Subjektivismus und Kollektivität, Monismus und Dualismus, dem Leben in Antinomien oder in Synthesen (*Petzold* 1967 IIe). Auch in „freiheitlichen Grundordnungen“ moderner Gesellschaftsformen (*Pongs* 1998), der „Rechtsstaatlichkeit“ der Demokratien, finden sich diese antinomischen Züge und ist das Abgelehnte stets anwesend, wie die zumeist wohlverborgenen, manchmal grell aufblitzenden Potentiale an Gewalt zeigen, die strukturelle Gewalt allzumal. Und es ist dringend geboten, nach diesen Potentialen zu suchen, die verborgenen, aber oftmals auch offensichtlichen, in ihrer Banalität aber nicht erkannten Manifestationen der Gewalt aufzuspüren, offenzulegen, ins Bewußtsein zu heben, um eine Chance zu haben, die unterlaufenen oder übergangenen, die gebrochenen oder an die Seite gestellten Diskurse der *Freiheit* und *Gerechtigkeit* – wir affirmieren: das eine kann nicht ohne das andere sinnvoll gedacht werden – wieder **zur Geltung** zu bringen.

In der Psychotherapie stehen wir vor einer ähnlichen Situation. Sie will die *Autonomie* – ein Lieblingsbegriff der Psychoanalyse wie der „humanistischen“ Psychologie – des Menschen fördern. Er soll seinen *Gefühlen* trauen (*Lowen*), seiner *selfawareness* (*Perls*), seinen durch die Analyse gereinigten Bewußtseinskräften des Ich, das wieder „Herr im eigenen Hause“ geworden ist (*Freud*). Wenn der Mensch seinen „Idealen folgt, auf seine innere Stimme hört, dann kann ihm niemand etwas anhaben, dann ist er autonom“ (*Berlin* 1998, 319f). Aber wo kämen wir hin, wenn jeder seinem *nomos*, seinem eigenen Gesetz folgen würde? Die Psychotherapie hat die *Freiheit des Individuums* auf ihre Fah-

nen geschrieben, aber wenig über seine Pflichten, Grenzen, seine Verantwortung erarbeitet (vgl. aber Ruth Cohn), und sie verlangt zugleich die Unterwerfung unter die Bedingungen der jeweiligen Therapiesettings – etwa unter die Freud'sche „Grundregel“ rückhaltloser Selbstoffenbarung oder die Perls'sche „Grundregel“ radikalen Hier-und-Jetzt-Gewahrseins. Wir vertreten – im Wissen um diese gebrochenen Diskurse und um das Faktum, daß der Mensch nicht losgelöst von seinem sozialen und ökologischen Kontext erfaßt werden kann – die „*persönliche Souveränität des Subjektes, die in der Intersubjektivität verwurzelt ist und immer wieder ko-respondierend mit Menschen des relevanten Kontextes/Kontinuums ausgehandelt werden muß*“, die „*Sorge um sich*“ (Foucault) die immer zugleich die „*Sorge um die Anderen*“ (Lévinas) implizieren muß (Petzold, Orth 1998, idem 1991e; 1996j, k). Aber das zu verstehen und in konkretes und engagiertes Handeln – in Nachbarschaftshilfe, Projekten in sozialen Brennpunkten, in pädagogischen Projekten, wie dies Paul Goodman oder Ruth Cohn taten, in politische Initiativen usw. – umzusetzen, ist ein mühsamer Weg:

„*Wenn es uns nicht gelingt, die für das Verstehen notwendigen Bedingungen zu schaffen – um nicht nur zu verstehen, sondern auch entsprechend handeln zu können [und zu wollen, so möchten wir Berlin mit Leibowitz 1994, 206 ergänzen, s.c.] – dann wird uns die Wirklichkeit weiterhin entzweien und vernichten*“ (Berlin 1998, 325).

Unsere theoretischen und praktischen Arbeiten in der „Integrativen Therapie“ sind genau auf diese Problematik konzentriert, in unserer Identitätstheorie (Petzold, Sieper 1998), in der Krankheitslehre (idem 1992a, 557ff), in der psychotherapeutischen Arbeit in und mit sozialen Netzwerken und Selbsthilfegruppen (idem, Schobert 1991; Hass, Petzold 1998), in der Supervision (idem 1998a). In all diesen Aktivitäten und Projekten zeigte sich: FREIHEIT und *Dependenz* liegen in der Psychotherapie dicht, allzudicht beieinander und erfordern beständig reflexive und metareflexive Arbeit als *Koreflexionen* (ibid. 58, 220f), die Patientinnen, Klienten, Ausbildungskandidatinnen partnerschaftlich einbeziehen. Auch die Psychotherapie ist in ihrem Untergrund, der sich in ihrer alltäglichen Praxis zeigt, d. h. mit Bezug auf die Themen FREIHEIT und **MACHT**, doppelbödig und zwiespältig. **MACHT** hat dunkle und helle Seiten, kann sich in die Richtung des Machen-Könnens oder in die der Gewalt entwickeln. FREIHEIT hat beflügelnde und tragische, zuweilen zerstörerische Qualitäten. *Ordnungen* und *Regeln* gewährleisten Gerechtigkeit und Schutz, haben versichernde Momente, aber auch einengende, unterdrückende, bis hin zur Versklavung. *Freiräume* ermöglichen Entfaltung, Kreativität, Ekstase, aber auch Entgrenzung, Grenzverletzung, Exzeß. Beide Seiten von **MACHT** und FREIHEIT – und diese beiden Konstituenten menschlicher Subjektivität und gesellschaftlicher Wirklichkeit selbst – sind miteinander verwoben in einer vielschichtigen, verwirrenden Textur – *Deleuze und Guattari* (1976; cf. Petzold 1989a) sprachen von einem *rhizomatischen* Geflecht,

in dem es sich zu orientieren gilt (idem 1998f). Psychotherapie unter den komplexen, oft unüberschaubaren Weltbedingungen kann nicht nur Freiheit, Befreiung, Gesundheit, Heil - *empowerment* gar - verheißen, sondern muß auch Menschen dafür ausrüsten, in der Therapie und mit den Freunden, Kolleginnen, Partnern des alltäglichen Netzwerkes *Orientierungen* zu erarbeiten, damit sie im Meer der Weltkomplexität nicht ziellos oder hilflos oder wahllos „driften“ (Sennett 1997), sondern mit wachsender Kompetenz zu **Navigieren** lernen. Psychotherapie gewährleistet dieses alles oft gut - „good enough“ (Winnicott). Für die Aufgabe des **Navigierens** (Müller, Petzold 1998) rüstet sie allerdings nicht sonderlich gut aus, weil sie sich mit den Bedingungen einer **transversalen Moderne** noch kaum unter klinischer, d.h. unter diagnostischer, therapeutischer, beraterischer Perspektive auseinandergesetzt hat. Hier ist sie nicht „auf der Höhe der Zeit“, keinen „download“ wert!

Neben positiven Leistungen muß aber auch gesehen und herausgestellt werden (vgl. den Schlußbeitrag dieses Buches), daß Psychotherapie nicht selten offen, häufiger noch verdeckt in Abhängigkeiten und Verstrickungen führt und Verschlimmerungen des Krankheitsgeschehens zur Folge hat als Resultat „*risikanter Therapie*“, schlechter, inkompetenter oder unengagierter Behandlung, aber auch, weil man sich mit „Risiken und Nebenwirkungen“ bislang in dieser Profession und Disziplin kaum seriös auseinandergesetzt hat. Psychotherapie - ganz gleich, welches Verfahren man betrachtet - kann durchaus auch als eines der ernstzunehmenden „Gesundheitsrisiken im Erwachsenenalter“ angesehen werden (Petzold 1996f). Die „Richtlinienpsychotherapie“ ist davon nicht ausgenommen, denn ihre Qualitätsbehauptungen sind trügerisch. Über „*iatrogene Psychotherapie*“, über *Psychotherapieschäden* durch diese und andere Psychotherapieverfahren wurde nämlich bislang praktisch kaum geforscht. Warum?

Forschung in der Psychotherapie ist unverzichtbar. Indes: Nur von den „empirisch gesicherten“ Erfolgen zu sprechen, verschärft die Gefahr von Mißerfolgen. Immer Gefahren warnend zu beschwören, verhindert, sich mit ihnen wirklich *vertraut* zu machen. Stets die „anderen Schulen“ als unwirksam, theoretisch schwach, unseriös etc. hinzustellen, wird zum machtvollen Argument, das die Auseinandersetzung mit den eigenen Schwachstellen und Inkonsistenzen vermeidet, wie die Psychoanalyse in jüngster Zeit (wieder einmal) zeigt. Die Dinge, um die es in der Psychotherapie geht: seelische und somatoforme Erkrankung, menschliches Leid, persönliche Verstrickungen, Zerrüttungen in Beziehungen, Suche nach Sinn, Lebenszielen, Auseinandersetzung mit Versagen und Schuld - um nur einige Themen zu nennen ... all diese Dinge allein mit der Leitschiene empirischer Forschung bearbeiten zu wollen, ist ein MYTHOS, nicht minder abwegig als der, auf Forschung verzichten zu können. Forschung als ein Instrument *gegen* verdunkelnde Mythen, ohne metareflexive, ideologie-

kritische Betrachtung dieser Mythen, ihres Herkommens, ihrer Funktion, läßt sie unter der Hand zum MYTHOS „mit Forschung ist alles zu leisten“ werden und zum Instrument von **MACHT** und Machtkämpfen (die zwiespältige Rolle von Forschungsdaten und Forschungsgutachten im Rahmen der Psychotherapiegesetzgebung hat dies nur allzu deutlich erkennbar werden lassen, cf. Meyer et al. 1991). Die **FREIHEIT** und die *Gerechtigkeit* bleiben dabei auf der Strecke. Deshalb ist es notwendig, sich mit den Fragen der Macht, der Mythen, der Ideologien in den Theorien und in den Formen der Praxis der Psychotherapie auseinanderzusetzen und dabei nie aus dem Auge zu verlieren, daß es letztlich dabei um die Frage der **FREIHEIT** geht.

Ein Buch über „die MYTHEN in der Psychotherapie“, zu den Themen der Ideologien, Irrationalität, der offenen und verdeckten Strukturen der **MACHT** in psychotherapeutischen Kontexten zu machen, dazu eines, in dem die Herausgeber und Autorinnen selbst sehr exponiert zu ideologischen Fragestellungen Position beziehen und auch ihre eigenen Ideologien – sie sind immer ein Teil der eigenen Lebensgeschichte – darlegen, ist ein *riskantes Unterfangen*. Man tritt aus dem Schutz des hermetischen Raumes der Praxis, in dem Psychotherapeuten sich so gut „bedeckt“ halten können, dekuviert in eine Öffentlichkeit, tritt auch Leuten auf die Füße – unbeabsichtigt oder (so wird unterstellt, und vielleicht hat man ja auch recht) durchaus beabsichtigt. Man steht in Gefahr, sich Schmähkritik einzuhandeln oder gar massive Feindseligkeiten wegen der „Verunglimpfung des eigenen Berufsstandes“ oder der anderen Ideologie, jedenfalls legt dies ein Blick in die Geschichte der Psychotherapie nahe. Wir arbeiten seit bald dreißig Jahren mit Überzeugung und Begeisterung als Psychotherapeutinnen und Psychotherapeut und lieben unseren Beruf. Wir haben schon während unserer Ausbildungen theoretisch gearbeitet, mit Feuereifer uns in das Dickicht der Theorien begeben, in der Hoffnung, Pfade zu faszinierenden Wahrheiten zu finden und Methoden effektiver Krankenbehandlung. Und in der Tat, wir haben sehr viel Wichtiges, Bedenkenswertes gefunden, Kostbares zuweilen – Wahrheiten wenige. Wir haben einige recht nützliche, wenige sehr gute Behandlungsmethoden erlernt. Mit den Jahren haben wir, das ist unsere Hoffnung, auch einige brauchbare Konzepte in Theorie und Praxis erarbeitet, die eine oder andere praktikable und wirksame Behandlungsmethode entwickelt. Worauf wir wirklich stolz sind: Wir haben ein sehr gutes und ausgereiftes Ausbildungssystem aufgebaut (Petzold, Orth, Sieper 1995), in dem klinische Praxis, Psychotherapieforschung, didaktische Umsetzung, Ausbildungsforschung in einem „integrativen Qualitätssicherungs- und -entwicklungssystem“ verbunden sind (Petzold, Hass, Märten 1998), wie es sonst unseres Wissens nirgendwo in solch komplexer Form und über so viele Jahre erprobt vorliegt (u.a. mit einem methodisch und didaktisch ausgefeilten und mehrfach positiv evaluierten Cur-

riculum, einer dreijährigen Ausbildung für Lehrtherapeuten und einer zweijährigen für Lehrsupervisoren, vgl. Frühmann, Petzold 1993; Petzold, Lemke, Rodriguez-Petzold 1994b), denn wir haben stets auf Qualitätsüberprüfung, Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung Wert gelegt (Petzold 1988n, 1991a, 1992a, 1999a; Petzold, Orth 1985, 1990; Petzold, Sieper 1993; Petzold, Steffan 1999). Über die Zeit mußten wir einige Positionen revidieren oder präzisieren, und wir stehen durch unsere klinische Arbeit, unsere universitäre Lehr- und Forschungstätigkeit in einem beständigen Lernprozeß.

Zu den beeindruckendsten Lernerfahrungen über all diese Jahre zählt, wie viel an Konzepten aus den verschiedenen psychotherapeutischen Richtungen, die uns als „**gesichertes Wissen**“ gelehrt worden sind und die wir z.T. weitervermittelt haben, sich als problematisch oder als falsch erwiesen haben (z.B. aus der traditionellen psychoanalytischen Entwicklungstheorie, wie sie uns in der Ausbildung, aber auch im Erleben der eigenen Analysen vermittelt wurde) – schlechte Ideologien, Mythen, unsorgfältige Beobachtungen, voreilige Konklusionen, *Ausblendung* empirischer Forschung oder seit langem bekannten Wissens aus der allgemeinen Psychologie, Sozial- und Entwicklungspsychologie etc. Besonders erstaunlich ist dieses „Phänomen der Ausblendung“. Wir haben in psychotherapeutischen Ausbildungen Konzepte vermittelt bekommen und auf- und angenommen, die z.T. in eklatantem Widerspruch zu dem standen, was wir als forschungsgesichertes Wissen aus dem Studium kannten. Wir entdecken dieses Phänomen im übrigen auch bei „gestandenen Therapeutinnen“ oder Ausbildungskandidaten – etwa diplomierten Psychologen, approbierten Ärzten, sozialpsychologisch versierten Diplom-Sozialpädagogen etc. – *aller Richtungen* immer wieder, wenn plötzlich das „innere Kind“ oder die „vorgeburtliche Traumatisierung“ entdeckt werden oder die „transpersonale“ Dimension, „karmische“ Verstrickungen etc. etc. in irgendwelchen Seminaren oder Workshops, in die man sich verlaufen hat oder die man aus *Neugier* – eine wichtige Qualität für Psychotherapeuten – besuchte. Wir haben nichts gegen derartige Exkursionen, wir halten sie geradezu für wichtig.

Wir haben selbst solche Erkundungen unternommen, unternehmen sie zuweilen noch, allerdings nicht als Heilssuche, sondern mit offenem Blick, wissensdurstig. Fundamentalistischen und obskurantistischen Ideologemen standen wir allerdings stets kritisch gegenüber, und deshalb waren wir immer wieder überrascht, mit welcher Heilssehnsüchtigkeit, zuweilen Schlichtheit, die Workshopteilnehmer und -teilnehmerinnen an den Lippen der jeweiligen Meister hingen, auch wenn sie Platitüden oder Absurditäten erzählten oder mit welcher Unbedarftheit sie höchst riskante Interventionen an sich als Versuchskaninchen vornehmen ließen, gefangen in einer Atmosphäre der Faszination. Das war in den siebziger Jahren so, und das finden wir heute unverändert. Solchen

Atmosphären sind wir – in der Position renommierter Referenten – auf Kongressen selbst oft begegnet. Wir haben dann versucht, unsere Arbeit befragbar und unser Vorgehen so transparent wie möglich zu machen. Uns wird nachgesagt – und es mag wohl weitgehend stimmen, wenn wir den Andrang zu unseren Kongreßworkshops und die Feedbackbögen als Maßstab nehmen –, daß wir brillante Praktiker und Didaktiker sind mit exquisiter Theorie-Praxis-Verschränkung, aber wir „kochen auch nur mit Wasser“, haben in der Arbeit mit sehr belasteten, gestörten oder chronifizierten Patienten auch unsere Mühen und Fehlschläge. Und das betonen wir wieder und wieder. Die Macht der Faszination ist keine einfache Angelegenheit. Sie macht Menschen anfällig für schlechte Ideologien.

Als *Beobachter* des psychotherapeutischen Feldes, die aufgrund ihrer Studien auch mit der Optik anderer Kultur-, Sozial-, Natur- und Humanwissenschaften auf dieses Feld und seine vielfältigen Szenen schauen konnten, mehr als ein Vierteljahrhundert lang, haben wir mit zunehmender Skepsis die verschiedenen Moden kommen und gehen sehen: In der Psychoanalyse von der Selbstpsychologie, der hermeneutischen Wende, bis zur neuen Babyforschung, jetzt der Trauma- bzw. der PTSD-Welle und zu den inzwischen nicht mehr heimlichen – weil verbotenen (Bittner 1989; Ehebald 1979) – Exkursionen in die Körpertherapien (vgl. allerdings Bauriedl 1998); in der Verhaltenstherapie von Desensibilisierungsbegeisterung, Selbstbehauptungstrainings über die Verhaltensanalyse und Selbstkontrolltechniken bis zur „kognitiven Wende“; in der Familientherapie von den einfachen Kommunikationsmodellen bis zum „radikalen Konstruktivismus“, der „Kundenorientierung“ oder der sogenannten systemischen „Aufstellungsarbeit“. Was sonst noch an Wellen mit Primärtherapie, Focusing, Bioenergetik, Rebirthing, Provokativer Therapie, NLP, Transpersonaler Therapie usw. durch die Szene schwappte, ist kaum (Goldner 1997) nachzuhalten. Das alles ist als Kulturphänomen Ausdruck moderner bzw. postmoderner Lebensvielfalt höchst interessant, auch als Ausdruck der Identitätsfindung, des Wunsches nach Selbstverwirklichung und persönlicher Experimentier- und Freiräume, ja der freien Meinungsäußerung – wie immer man das sehen will. Es ist der Ausdruck von „**life styles**“, denen man in kulturalistischer und sicher auch in klinischer, d.h. diagnostischer und therapeutischer Hinsicht (Müller, Petzold 1998) in Zukunft weitaus mehr Beachtung schenken muß. Es ist der Raum „kollektiver Kognitionen und Emotionen“, der „*social worlds*“ (Petzold 1998a, 114ff), voller Mythen, Simulacren, Trends, den man nicht durch gesetzliche Reglementierungen eingrenzen oder beschneiden sollte, wie dies die fragwürdige Gesetzesinitiative zur Regelung professioneller Lebenshilfe versucht. Auf (fast) jeden Trip kann man in dieser Gesellschaft gehen, von den Hard-core-Videos, vom Bungee-Springen bis zur Life-Sex-Show, aber wenn es um die Seele

geht, wird es plötzlich ernst und problematisch, da müssen Regelungen her für Erwachsene – mit dem Jugendschutz nimmt man es dafür weniger genau, und die heißen Telefonlinien und die Fernsehträume bzw. -alpträume haben mit der Seele ja nichts zu tun.

Man muß zwischen *allgemeinen Kulturphänomenen*, Moden, die gerade „in“ sind, dem, was man im „Maxx“, „Konr@d“, „Go“, „Metropolitan“, „Esquire“, „Brigitte“ und „Vogue“ etc. etc. gerade *trendy* findet, und *spezifischen Kulturphänomenen*, wie sie sich in Fachwelten finden, unterscheiden, etwa der klinischen Fachwelt der Psychotherapie mit ihren „mainstreams“, den Rand- und Alternativverfahren, Psychotherapie-Trends. Die Moden der *Psychoszene* stehen irgendwie dazwischen. Viele Therapeuten „driften“ ziemlich wahllos zwischen den Trends. Wir sind unentschieden, ob wir das für besser halten als die dogmatische Festgelegenheit auf einen Ansatz, eine Schule. Beides sagt uns nicht zu, beides kann recht oberflächlich betrieben werden, und das ist dann kaum zu ertragen. Uns geht es nicht um Psychotherapeuteschelte, aber auch nicht um die *Ausblendung des kritischen Blickes auf diese Profession*. Aus zwanzig Jahren schulübergreifender Tätigkeit in der Funktion von Lehrtherapeuten, Kontrollanalytikern und Supervisoren im klinischen Feld kennen wir viele engagierte und ernstzunehmende Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen aus allen Richtungen und Orientierungen, deren Einsatz wir schätzen. Wir kennen das Feld der Psychotherapie, seine Vergangenheit, mit der wir uns sehr intensiv auseinandergesetzt haben, und wir kennen seine Gegenwart: Einerseits dadurch, daß jeder von uns sich in mehreren Psychotherapieverfahren aus- bzw. weitergebildet hat (Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Psychodrama, Gestalttherapie, Körpertherapie, Familientherapie, Kunsttherapie u.a.), andererseits durch die Tätigkeit in Klinik und Praxis mit unterschiedlichen Patienten- und Altersgruppen, weiterhin durch Forschung, universitäre Lehre, Ausbildung von Psychotherapeutinnen, Körpertherapeuten, Supervisoren, schließlich in der Aufbau- und Vorstandsarbeit von Fachverbänden bei mehreren Therapieverfahren auf nationaler und internationaler Ebene (Sieper, Schmiedel 1993). Wir haben in übergeordneten Gremien und Dachverbänden mitgearbeitet, haben sie z.T. mitbegründet (Dudler et al. 1997) und waren – nicht zu vergessen und höchst ernüchternd, ja z.T. beklemmend – seit den siebziger Jahren kontinuierlich in der Berufspolitik und Gesundheitspolitik in der Bundesrepublik (zum Teil auch in Österreich und der Schweiz) aktiv, in die wir viel Lebenszeit und kämpferischen Elan für unsere Ideale, unsere Patienten, unsere Verfahren und die kooperierender Orientierungen investiert haben.

Leider mußten wir uns auch gegen die systematischen und diskreditierenden Ausgrenzungsdemarchen anderer Therapierichtungen und ihrer Funktionäre zur Wehr setzen – zumeist, es muß leider um der historischen Korrektheit willen

gesagt werden, psychoanalytischer Verbände.¹ Die Solidarität und ausgezeichnete Zusammenarbeit mit berufspolitisch aktiven und engagierten Kolleginnen und Kollegen aus den in der „Arbeitsgemeinschaft Psychotherapeutischer Fachverbände“ (AGPF) zusammengeschlossenen Verbänden der systemischen Familientherapie, dem Psychodrama, der Gestalttherapie, der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie, der Integrativen und Konzentrativen Bewegungstherapie u.a. waren dabei eine sehr schöne und ermutigende Erfahrung, mit Menschen, von denen wir die Familientherapeutin *Anni Michelmann* – diese außergewöhnliche Frau –, die Gesprächspsychotherapeutin *Christa Frielingsdorf-Appelt*, den Gestalttherapeuten *Bertram Müller*, den Psychodramatiker *Jörg Hein* besonders erwähnen möchten (*Dudler et al. 1997*).

Vor diesem sehr breiten und vielfältigen Hintergrund, über den wahrscheinlich nur wenige Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen in diesem Maße verfügen, müssen wir heute für weite Bereiche der Psychotherapie in den deutschsprachigen Ländern (und nicht nur dort), die sich stets als „kritisch-emanzipatorische Disziplin“ gerierte und für das Gros der Psychotherapeuten, die immer wieder einen kultur- und gesellschaftskritischen Anspruch vor sich her trugen, eine recht desillusionierte Bilanz ziehen. Wir tun dies ohne Bitterkeit und sind weiterhin kämpferisch für diese Profession in ihrer ganzen Vielfalt, mit ihren tiefenpsychologischen, psychoanalytischen, behavioralen, humanistischen, systemischen, körpertherapeutischen, kreativ- bzw. kunsttherapeutischen usw. Ausfaltungen, nomothetisch-quantitativen und idiographisch-qualitativen Vorlieben, ihren klinischen, pädagogischen und kulturkritischen Orientierungen engagiert. Aber gerade deshalb müssen wir mit Blick auf die Entwicklungen der letzten Jahre sagen: In diesem Feld der Psychotherapie gibt es sehr viele ungute Phänomene, z.B. eine starke Tendenz zu einem medizinisierten und restriktiven, ja repressiven Verständnis von Psychotherapie (bei den Richtlinienverfahren z.B.), wissenschaftlich verbrämte wirtschaftliche Interessen und Machtspiele einzelner Richtungen und Gruppierungen, fragwürdige Ideologien, unseriöse Behandlungskonzepte, kryptoreligiöse Diskurse, Ansprüche auf Wahrheiten und Wirksamkeiten, die Klientelisierung und Parentifizierung von Patienten unter Vernachlässigung ihrer Interessen. Das alles muß man äußerst kritisch sehen – wir tun dies seit langem! Mit *einigen* dieser Themen wollen wir uns in diesem Buch auseinandersetzen, andere werden wir an dieser Stelle nicht aufgreifen, z.B. die für die Psychotherapie so zentrale und unzureichend beachtete *Genderfrage* (cf. unser diesbezügliches Buch, *Petzold 1998h*). Es geht uns hier vielmehr um die Diskussion obskurantistischer, machtvoller MYTHEN in der Psychotherapie.

„**Mythos/Mythen**“ verwenden wir in diesem Zusammenhang im alltags-sprachlichen Sinn *als Begriff für wissenschaftlich und rational nicht weiter begründba-*

re Werte-, Erklärungs- und Handlungsmuster im Umgang mit als kontingent erfahrenen Sachverhalten und komplexen Realitäten unter Referenz zu vorhistorischen oder transzendenten Einflußgrößen, die (vorgeblich) die Gegenwart bestimmen sollen (ätiologische Mythen, Begründungslegenden), d. h. für nicht rational explizierte und vernunftbegründete bzw. -legitimierte ideologische Positionen, für dogmatische und kryptoreligiöse Konzepte, wie sie z. B. in verschiedenen therapeutischen „Schulen“ und Verfahren vertreten werden. Durch die Behauptung vorgeblicher Kontrolle über Unkontrollierbares: Krankheit, Angst, Tod sowie durch Aneignung der Definitions- und Interpretationskompetenz vermittels der Mythen vermögen die „Lords of the Myth“ – z. B. die Psychotherapeuten – Macht über diejenigen auszuüben, die von Mythen fasziniert und in deren Bann geschlagen werden – und das sind viele.

In der transpersonalen oder New-Age-Szene stellt sich das Problem der mythologisierenden Praxis, besonders, wenn mit wirklichen Patienten gearbeitet wird, denen man Gesundheit und Heil verspricht, noch gravierender (Platta 1994), und man „kann nur warnen, sich solchen Behandlern anzuvertrauen“ (Petzold 1994i). Bei der Auseinandersetzung mit Mythen geht es uns um den kritischen Diskurs über Theorien und Theoreme, aber auch über subtile Formen problematischer, zuweilen i a t r o g e n e r Praxis im psychotherapeutischen Feld, d. h. um kollektive Phänomene der theoretischen Konzeptualisierung und praktischen Durchführung von Behandlungen in therapeutischen Richtungen und Gruppierungen, die im Handeln an Patienten und Patientinnen in der Behandlungspraxis von einzelnen Therapeuten und Therapeutinnen als Mitglieder solcher „professional communities“ Niederschlag finden.

Unsere eigenen Positionen, von denen her wir argumentieren, die für uns derzeit relevant oder die in unserer eigenen „Identitätsarbeit“ bedeutsam sind, von denen her also unsere Kritik erfolgt, die Grundlagen unserer Argumentationen sind, müssen in einem solchen Kontext offengelegt werden. Dies soll kurz und unter Verweis auf die weiterführende Literatur geschehen. Es sind dies einerseits **persönliche Positionen**, die biographisch bestimmt sind und immer wieder durchscheinen, ohne daß sie in diesem Kontext systematisch dargestellt werden können, weiterhin **philosophische Positionen** wissenschaftstheoretischer, erkenntnistheoretischer und ideologiekritischer Art, auf die wir immer wieder eingehen werden, und schließlich **therapietheoretische und klinisch-praktische Positionen**, auf deren Basis wir argumentieren, und die wir in diesem Buch auch immer wieder darstellen. Es wird deutlich werden: Diese drei Positionen und Argumentationslinien lassen sich nicht klar voneinander trennen. Sie bilden *eine* Textur. Ein Element biographischer Art ist, daß wir alle auch Philosophie studiert haben, zugleich ist es für uns aber auch eine *systematische Position*, wenn wir der Auffassung sind, daß Psychotherapie in ihren Leitideen ohne Rekurs auf die Philosophie nicht zu fundieren ist, ohne den Anschluß an kul-

turtheoretische, wissenschaftstheoretische, erkenntnistheoretische, anthropologische, ethiktheoretische Konzepte, eine Erkenntnis, die auch für andere „angewandte Humanwissenschaften“, z.B. für die Medizin, gilt (Heim 1999).

Therapietheoretische Argumentationen

Was die *therapietheoretischen Positionen* anbelangt, so stehen wir auf dem Boden der „*Integrativen Therapie*“ (Petzold 1974j, 1988n, 1998a, 1999a), von deren theoretischen und klinischen Fundus her wir argumentieren. Es handelt sich um ein methodenübergreifendes, psychotherapeutisches und körpertherapeutisches *Verfahren* der Behandlung von Kindern, Erwachsenen und alten Menschen, mit mehreren *Methoden* bzw. methodischen Ausfaltungen (Petzold 1988n; Petzold, Orth 1990) und ordnet sich dem neuen „*Integrationsparadigma*“ in der Psychotherapie zu (Norcross, Goldfried 1992; Stricker, Gold 1993; Petzold 1988a, 1992a). In einer psychotherapiewissenschaftlichen Systematik betrachtet (cf. das Vorwort), handelt es sich um ein *Verfahren* in einem „*klinischen Mesoparadigma*“ (Petzold 1992g, 1993h); eine „*Richtung des Integrierens im Rahmen der klinischen Psychotherapie*“ und „*klinischen Psychologie*“, wie der „*Bund Deutscher Psychologen*“ (BDP) in seinem Akkreditierungsentscheid diesen Ansatz charakterisiert hat (Hellfritsch 1998, 576).

Dieses von uns in den vergangenen dreißig Jahren auf der Grundlage der klinisch relevanten Forschung in der allgemeinen Psychologie, den Sozialwissenschaften, den Neurowissenschaften, aber auch der Philosophie entwickelte *Verfahren* hat für die methodisch-praktische Seite tiefenpsychologische, humanistisch-psychologische, kognitiv-behaviorale und systemische Therapieansätze unter spezifischen Kriterien ausgewertet, *konnektiviert* und in *kompatiblen Dimensionen* (cf. Petzold, Sieper 1993, 77ff; idem 1998a, 105ff) zu integrieren gesucht. Dies geschah einerseits auf der Basis empirischer Psychotherapieforschung und andererseits auf der Grundlage eines über die Jahre erarbeiteten „*metahermeneutischen*“ *Integrationsmodells*. Seine sozialwissenschaftlich unterfangene, phänomenologisch-hermeneutische Position (Petzold 1991a, 1992a) und kritisch-realistische Orientierung (idem 1998a; Bischof 1966, 1996) verdeutlicht: Es handelt sich *keineswegs* um einen „*eklektischen*“ Ansatz, sondern um ein *Integrationsmodell*, das Theorie- und Praxiskonzepte hinlänglich *systematisch* zu *konnektivieren* bemüht ist.

Eine solche Position wird natürlich von manchen als hybrider Anspruch angesehen, als Versuch, eine allen anderen Verfahren überlegene „*Supertherapie*“ zu konzipieren (Buchholtz 1998). Dies hieße aber eine neue, umfassende

Metaerzählung (Lyotard) zu etablieren. Die Unterstellung einer solchen Ideologie ist eine sehr grundsätzliche Fehlauflassung (Petzold 1998f), die die Prinzipien der *Konnektivierung* nicht versteht, des permanenten Herstellens vielfältiger Bezüge in Netzwerken, in denen immer wieder neuer *S i n n* kokreativ geschaffen werden kann oder aus den vorhandenen bzw. gestifteten Verbindungen *emergiert* (idem 1998a, 41, 240; Krohn, Küppers 1992). *Integration* ist das Herstellen von Verbindungen, keine Vereinnahmung (Petzold 1998f). Konnektivieren ist ein oft mühsames, manchmal spielerisches, fast immer aber ein lohnenswertes Unterfangen. Man lernt dabei transversale Vielfalt (idem 1998a, 34f; Welsch 1996), die Pluralität von *fundierten* Positionen wertschätzen, und man entwickelt eine Skepsis gegenüber umfassenden *Metaerzählungen* (Lyotard 1982), machtvollen, verdunkelnden *Mythen* – selbst wenn sie „ganzheitliches“ Heil versprechen – und eine gewisse Nausea gegenüber allzu ein-gängigen, flachen Ideologien.

Die „Integrative Therapie“ ist ein **herakliteisches** Unternehmen (Petzold, Sieper 1988b), ein „Projekt in Entwicklung“, immer wieder auch *bricolage*, d.h. eine systematische Bastelarbeit, in der kreative Explorationen, „nicht vorgezeichnete Bewegungen“ (Lévi-Strauss 1973, 29ff), möglich sind, Unfertiges Raum hat, unterschiedlichste *Elemente* zunächst einmal gesammelt werden: Mythen und Forschungsdaten, Theoriekonzepte, Ideologien, Ideologeme und Praxisformen, Meinungen und Prinzipien – allerdings wird nichts totalisiert, nichts erhält den Status einer ewigen Wahrheit. „Jedes Element stellt eine Gesamtheit von konkreten und zugleich möglichen Beziehungen dar“ (ibid. 31). Es kann im gegebenen *K o n t e x t* dann *Problem*, *Ressource* oder *Potential* (Petzold 1997p) werden.

Was ein *Element* dann letztlich ist oder wird, bestimmt sich aus ko-respondierenden *Diskursen* (Habermas) zwischen den Menschen in ihren Kontexten und den von ihnen vertretenen Positionen in ihrer jeweiligen Sinnhaftigkeit und Legitimierung. Unser Buch will solche, sich in Richtung des zielgebenden Ideals „Herrschaftsfreiheit“ vorarbeitende *Diskurse* (Habermas 1971; Petzold 1978c) anregen, Sinnhaftigkeit von Konzepten befragen, Legitimierungen einfordern. Dabei gehen wir immer wieder selbst auch von unsicherem Terrain aus – aber gerade dann muß man es erkunden –, von Positionen, über deren tentativen Charakter oder zuweilen Skizzenhaftigkeit wir uns durchaus Rechenschaft geben. Wir wiegen uns nicht in falschen Sicherheiten und geben solche nicht vor, denn wir sind uns der Unfertigkeit der „Integrativen Therapie“ (ja der Psychotherapie) bewußt und betrachten solche Unfertigkeit als ein systematisches, für den *Integrativen Ansatz* konstitutives Moment. Wir haben in unserer klinischen, wissenschaftlichen, ausbildenden und supervisorischen Arbeit gelernt, vieles zu bezweifeln und haben gerade dadurch oftmals guten Boden gewonnen. Eine

fragende, zuweilen herausfordernde Haltung, wohlwollende Skepsis, eine prinzipielle Neugierde und die Bereitschaft zur *Ko-responzenz* (idem 1991e), die von persönlicher Achtung getragen ist und durch die man sich – wo erforderlich – revidieren kann, sehen wir als Basis für eine **diskursive Kultur** im psychotherapeutischen Feld: zwischen den Schulen und zwischen ihren Protagonisten, ihren Anhänger- und Mitläufergruppen. Eine solche diskursive Kultur fehlt weitgehend. (*Ruth Cohn* gehört zu ihren großen Wegbereiterinnen.) In ihr darf Kritik nicht ausgespart werden, etwa aus Angst vor Pars-pro-toto-Reaktionen: Ein, zwei Konzepte (der Gestalttherapie, der Psychoanalyse etc.) werden kritisiert, schon wird daraus die Verdammung des ganzen Verfahrens geschlossen, und man reagiert mit einem Gegen-Anathema. Die Geschichte zwischen *Freud* und seinen Schülern, den psychoanalytischen Orthodoxien und den Dissidenten bzw. Häretikern ist voll von solchen unsäglichen Aktionen (*Petzold* 1998e; *Castel* 1973). In der Psychotherapie gewinnt Kritik leider allzuleicht die Qualität von Glaubenskämpfen um ewige Wahrheiten. So indes können *kritische Diskurse* nicht gelingen. Weil sie aber die Basis für wissenschaftlichen, klinischen und sozialen Fortschritt sind, muß man für ihr Gelingen engagiert Sorge tragen.

Kritik von zum Teil grundsätzlichen Positionen fand und findet sich in der Psychotherapie immer wieder. Als mutige Protagonisten sind *Siegfried Bernfeld* und *Wilhelm Reich* zu nennen oder *Otto Rank*, *Ruth Cohn* und *Paul Goodman* – sie wurden leider zu wenig beachtet. *Jessica Benjamin*, *Luce Irigaray*, *Paul Parin*, *Heinz Dahmer*, *Nancy Chodorow* u.a. zeigen, daß sich zum Beispiel in der vielgeschmähten Psychoanalyse (*Nitzschke* 1996) immer wieder eine im Vergleich mit anderen Schulen doch beträchtliche Anzahl kritisch denkender Leute mit ihrem eigenen Verfahren und seiner Praxis auseinandergesetzt hat (*Lohmann* 1985) – trotz oder wegen seiner *Dogmatismusgefährdung* oder ob seines besonderen kritischen Potentials müßte man fragen. Es findet sich Kritik zu Problemen der Ausbildung (z. B. *Anna Freud*, *Michael Balint*, *Johannes Cremerius*, cf. *Frühmann*, *Petzold* 1993), zu Fragen der Forschung (z. B. *Hans Strupp*, *Lester Luborsky* oder *Horst Kächele*) und zur Theorie- und Konzeptbildung (z. B. *David Rapaport*, *Roy Schafer*) oder zu Genderfragen (*Christa Rohde-Dachser*, *Nancy Fryday*, *Margarete Mitscherlich* u.a.). Auch gesellschaftspolitische Positionen wurden von *Erich Fromm* bis *Horst Eberhard Richter* und *Ruth Cohn* aufgegriffen. Das ist erfreulich, auch wenn man mit Blick auf das schwache Echo, das solche Initiativen in der psychoanalytischen „community“ erhielten, nicht glücklich oder gar zufrieden sein kann: Das Spektrum reicht von krasser Ablehnung (z. T. mit äußerst unfairen und persönlichen Angriffen, die z. B. bei *Reich*, *Rank*, *Ferenczi* oder *Goodman* in Verfolgung mündeten oder auf die Vernichtung von Ruf und Existenz abzielten, cf. *Nagler* 1998; *Petzold* 1998e), über gemäßigte Zustimmung (bei *E. Fromm*, *H.E. Richter*, *Ruth Cohn*) bis zum weitgehenden Ignorieren der vorgetragenen Kritik oder Postula-

te. Breite Resonanz konnten wir nirgendwo entdecken. Aber das ist für Kritik ja prinzipiell im gesellschaftlichen Raum kennzeichnend: Wo es geht, versucht man sie zu vermeiden, ignoriert sie oder bagatellisiert sie. Psychotherapeuten allerdings vertreten, was Kritik und Kritikfähigkeit angeht, einen anderen Anspruch und müssen dann auch mit einem anderen Maß gemessen werden (denn: „Seht, ich bin ruhig und ohne Scham. Denn das Maß, mit dem ihr meßt, soll an euch gemessen werden“, Dark Project: Der Meisterdieb, Eidos, Dez. 1998, <http://www.eidos.com>).

Jedoch sieht man auch in diesem Feld beanspruchter *Reflexivität* und propagierter *Intersubjektivität* wieder und wieder, daß man versucht – wo immer es möglich ist – Kritiker mundtot zu machen, sie zu diskreditieren oder sie ins Unrecht zu setzen. Wenn innerhalb der Psychotherapieszene eine Richtung eine andere kritisiert, kommt es allzu häufig zur Strategie des Ignorierens oder zu den üblichen wechselseitigen Abwertungen oder – wo man sich nicht ignorieren kann – zum offenen Schulenstreit, und der wird dann oft genug zwischen den Gruppen und ihren Protagonisten wie in anderen Bereichen des Lebens (cf. Siedler III, www.siedler3.de) als Glaubens- und Territorialkampf zum Teil und, wie in den heutigen Anerkennungskämpfen sichtbar, beinhart ausgetragen. *Strukturell gesehen* sind nämlich die Kämpfe um „might and magic“ (cf. Heroes III, 3DO/New World Computing; Total Annihilation: Kingdoms, Cavdog/GT Interaction), in der Welt der Psychotherapie nicht allzu verschieden von den Auseinandersetzungen zwischen religiösen Bekenntnissen, zwischen politischen Parteien und – was die ökonomischen Interessen angeht – auch nicht von der Welt des „freien Marktes“ mit seinen Kämpfen um wirtschaftliche Vorherrschaft, die – gelangen sie auf die Ebene gesellschaftlicher Systeme – kriegerisch entgleisen können.

Die psychotherapeutischen Schulen allerdings sind bislang nicht bereit gewesen, auf die *Tiefenstruktur* ihrer Auseinandersetzungen in Vergangenheit und Gegenwart zu blicken, die einem *virtuellen Schlachtfeld* gar nicht so unähnlich sind (cf. beispielhaft Wargasm, <http://www.did.com>). Das mag so manchem nicht schmecken ☹. Man wird uns die Vergleiche mit den Spielen der Cyberworld sogar verübeln (besonders wenn man sich mit den für die Psychotherapie schon jetzt und in Zukunft höchst relevanten Themen der Psychologie und Identität im Internet und Cyberspace nicht auseinandergesetzt hat, vgl. *Turkle* 1998, *Müller, Petzold* 1998, *Gackenbach* 1998). Man wird uns gar mangelnde Ernsthaftigkeit ☹ unterstellen, aber unsere Aussage ist deshalb nicht weniger wahr ☺, man muß nur die Bereitschaft haben, die Dinge mit einem strukturanalytisch „zersetzenden Blick“ (*Foucault*) zu betrachten. „Da die Psychologie nur die Sprache der Alienation sprechen kann, ist sie nur in der Kritik des Menschen möglich oder in der Kritik an sich selbst [...]. Sie ist unerbittlich Teil

der Dialektik des modernen Menschen bei der Auseinandersetzung mit seiner Wahrheit, das heißt, daß sie nie das ausschöpft, was sie auf der Ebene der wirklichen Erkenntnis ist“ (Foucault 1969, 550). Dieser Schlußakkord von „Wahnsinn und Gesellschaft“ sollte Psychologie und Psychotherapie inspirieren, „kritische Wissenschaften“ zu bleiben oder zu werden (wie immer man das sehen mag), kritisch besonders in der Reflexion des eigenen Status, und der bestimmt sich nicht allein in den (unerläßlichen) Diskussionen um Wirksamkeiten und Prozeßverläufe (Pohlen 1999).

Die Diskussion um die Kritik der psychotherapeutischen Verfahren – insbesondere der Psychoanalyse und der tiefenpsychologisch orientierten, aber auch der humanistisch-psychologischen durch Klaus Grawe (et al. 1994, idem 1998) – ist ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit und eines, das das Feld aufgerüttelt hat, mehr noch vielleicht als die herbe Eysenck-Kritik „The effects of psychotherapy: an evaluation“ (1952), weil sie fundierter und breiter vorgetragen wurde. Gut, Grawe war nicht zimperlich in seiner Diktion und ist rigoros in seinem – für die traditionellen Verfahren Existenzbedrohung signalisierenden – Postulat, nichts von den klassischen Therapieschulen zu übernehmen, um ihre zahlreichen grundsätzlichen Fehler nicht mitzuschleppen, sondern in der modernen „psychologischen Psychotherapie“ von Grund auf neu zu beginnen (idem 1998). An Grawe und seiner Position und Methodik mag man manches kritisieren (Merten 1994; Tschuschke et al. 1997; Fäh, Fischer 1998), aber darum geht es eigentlich gar nicht. Es geht darum, hinzuschauen, was an seiner Kritik zutrifft, was kritikwürdig ist. Darauf gilt es einzugehen. Vielleicht muß man ja den Mund sehr weit aufmachen, laut werden, um Gehör zu finden. Grawe wurde gehört, und seine Publikationen haben – das ist verdienstvoll – im gesamten Feld der Psychotherapie etwas in Bewegung gesetzt, am wenigsten vielleicht noch in zweien der sogenannten Richtlinienverfahren, denn in weiten Kreisen der Psychoanalyse und bei den „tiefenpsychologisch fundierten“ Psychotherapieverfahren sind die empirischen Wirkungsnachweise und die Bemühungen um solche immer noch wenig profiliert.

Bei vielen der neuen Forschungsinitiativen, die in den psychotherapeutischen Communities angestoßen wurden, geht es zwar nur um Legitimationsforschung, aber diese wird dennoch das (hoffentlich) wichtige Resultat haben, daß die einzelnen Verfahren und Schulen ihre Behandlungspraxis überprüfen und Patienten damit die Chance erhalten, künftig mit Methoden behandelt zu werden, die wirksam sind und über deren Wirkungsbedingungen und Risiken die Therapeuten „auf der Höhe“ sind, so daß sie auch die Patienten (wie in jeder Packungsbeilage von Medikamenten) über Wirkungen und Nebenwirkungen informieren können. Für die Nebenwirkungen wird es indes noch etliche Zeit brauchen, denn die „Schadensforschung“ in der Psychotherapie (Märtens, Pet-

zold 1999) liegt noch sehr im argen. Anstatt sich also in Polemiken zu verschleifen, wäre mit Blick auf Grawes Kritik zu fragen: „Wo hat er recht, und was kann man anders machen?“ Aber auch: „Wo ist Psychotherapie auch noch anderes als richtliniengeregelte, kostenoptimale Restitution von gesellschaftlich definierter Krankheit, Gesundheit und Normalität, wo greift Psychotherapie ad modum Grawe zu kurz?“

An dieser Stelle muß ein anderer Text der Psychotherapiekritik, das Buch von Manfred Pohlen und Margarete Bautz-Holzherr „Psychoanalyse – das Ende einer Deutungsmacht“ (1994) als Beispiel psychotherapieimmanenter, spezifisch psychoanalyseimmanenter Kritik genannt werden. Diese fundierte und grundsätzliche Arbeit, die aus den Reihen der *Psychoanalyse* selbst kommt und von der Stoßrichtung der Kritik eigentlich viel substantieller ansetzt, als dies über die Evaluationsschiene durch Grawe geschieht, setzt sich mit Machtdiskursen in der Psychotherapie selbst auseinander und zeigt, wie ein vorgeblicher *Freiheits-* und *Befreiungsdiskurs* eine Strategie der Unterdrückung durch eine monopolisierte *Deutungsmacht* ist, die selbst in der Gefahr steht, Reproduktion gesellschaftlicher Normierungsstrategien zu werden, gegebenenfalls von der Tünche emanzipatorischer Ansprüche gut überdeckt. Mit der jetzt gesetzlich besiegelten, endgültigen Inkorporation der einstmals kritischen Psychoanalyse, die immer eine Arbeit mit Menschen in heilender und emanzipatorischer Absicht war, in Deutschland in das *Richtlinienverfahren*, gilt es, sich Foucaults (1978, 73) Analyse zu vergegenwärtigen: Die Menschheit „verankert alle ihre Gewaltsamkeiten in Regelsystemen und bewegt sich von Herrschaft zu Herrschaft“. Was das konkret bedeutet, wird leicht klar, wenn man sich die Behandlung eines Menschen mit einer schweren Persönlichkeitsstörung unter den Konditionen der Richtlinien nach Maßgabe des „*Informationsblattes für tiefenpsychologisch fundierte und analytische Therapie bei Erwachsenen*“ von der Kontaktaufnahme über die Beantragung (mit erzwungener Weitergabe persönlicher Daten, Begutachtung in einem methodisch und ethisch höchst fragwürdigen, indirekte Daten „ferndiagnostisch“ beurteilenden, für die Experten profitablen Gutachtenverfahren) bis zu den zu erkämpfenden Verlängerungen betrachtet – eine oftmals entwürdigende, klinisch dysfunktionale und verfassungsrechtlich problematische Prozedur (Cullmann 1997).

Pohlen und Bautz-Holzherrs Grundsatzkritik wird erst richtig plastisch, wenn man sie in Gedanken mit Situationen des klinischen Alltags konkretisiert, wie sie jeder in diesem Feld arbeitende kennt. Und so wurde ihr Buch mit der Strategie des Ignorierens und Totschweigens beantwortet (es gab natürlich auch einige böse Angriffe). Man kann sich das leisten, denn wenn die *gemeinsame Front der Abwehr* stark genug ist und es keine weiteren „Feinde von außen“ gibt, hat solche Kritik wenig Chancen. Grawe trifft derzeit empfindlicher, denn im gegen-

wärtigen Verteilungskampf um „Kassenanerkennung“ und öffentliche Reputation wiegt die Behauptung fehlender Effizienz natürlich schwer. Für uns wiegt der Vorwurf obskurer Ideologie allerdings schwerer: „Denken als Wühlarbeit unter den eigenen Füßen steht in der Psychoanalyse noch aus, die es bis heute vermieden hat, ihre Basistheoreme zu reflektieren“, meinen Pohlen und Bautz-Holzherr (1995, 265) unter Zitation von Nietzsches Motto für die Genealogie. „Die Wühlarbeit unter den eigenen Füßen“ steht aber unseres Erachtens für die Psychotherapie insgesamt aus – für jeden Ansatz, allerdings in unterschiedlichem Maße.

Schwierig wird es zum Beispiel in diesem Kontext für die sogenannten tiefenpsychologischen Verfahren. Ursprünglich Bezeichnung für die Jungsche Dissidenz, wurde der Begriff Tiefenpsychologie die „allgemeinste Bezeichnung für die Gesamtheit derjenigen psychologischen Lehren, die sich, durchweg zur Anwendung in der Psychotherapie bestimmt, mit den überwiegend nicht-bewußten (,tieferen‘) Schichten des Seelenlebens befassen; insoweit ein Gegenbegriff zur ,allgemeinen‘ oder ,akademischen‘ Psychologie“ (Fuchs-Heinritz et al. 1994, 681). Diese Verfahren fristeten – dem „reinen Gold“ der Psychoanalyse nachgeordnet – ein marginales Dasein, bis ein genialer Schachzug der psychoanalytischen Strategen des gesetzlichen Anerkennungskampfes sie in die zwar noch recht unklare Position eines „dritten“ Richtlinienverfahrens hievte. Das psychoanalytisch-tiefenpsychologische Paradigma verdoppelte mit diesem Trick seine Position im Macht- und Territorialkampf (wobei ein Eigentor entstehen könnte, wenn die Kontrolle darüber entglitte, wer darüber bestimmt, welche Orientierung nun „tiefenpsychologisch fundiert“ ist und welche nicht, beanspruchen doch Gestalttherapeuten und andere dieses Etikett). Immerhin wird die hintergründige Botschaft von Grawes (1998) neuestem Buch „Psychologische Psychotherapie“, das auf die allgemeine akademische Psychologie abstellt, als anti-tiefenpsychologischer Text vor diesem Hintergrund verständlich und auch das Faktum, daß für die „tiefenpsychologischen Verfahren“ im (bislang noch) engeren Sinne praktisch keine empirischen Wirkungsnachweise – sonst ein unabdingbares Anerkennungskriterium – vorliegen, genausowenig wie konsistente Theorien.

Denn was ist das, „Tiefenpsychologie“? Blickt man in das autoritative Standardwerk von Dieter Wyss (1961), das mit jeder seiner zahlreichen Auflagen anschwillt ob der „chaotischen Mannigfaltigkeit“ der Konzepte, kreativen Skizzen, Ideologeme, Mythologeme, Theologumena, wird man ratlos. Das **Unbewußte** als Integrationskonzept greift wohl kaum, denn von welchem Unbewußten spricht man? Ist es ein funktionales Äquivalent zum traditionellen christlichen Seelenbegriff, ein kryptoreligiöses Mythem (Lévi-Strauss 1972, 231) also, oder eine pragmatische Chiffre für sehr viel Unerklärliches, Ungeklärtes? Oder handelt es sich um ein sorgfältig ausgearbeitetes theoretisches Konstrukt, das im Rahmen einer

„Theorie des Bewußtseins“ *philosophisch, klinisch und neurowissenschaftlich* begründet wurde (cf. Perrig et al. 1993; Menzinger 1994; Petzold 1988b/1991a, 204-247)? Hier gibt es Fragen über Fragen an dieses Quasi-Richtlinienverfahren und sein Väterverfahren, die Psychoanalyse. Die empirische Forschung ist kräftig damit zugange, derartige Fragen zu bearbeiten: Grundlagenprobleme des Bewußtseins, des Gedächtnisses, der Kognitionen, Emotionen, Volitionen etc., und nicht gerade *en faveur* der psychoanalytisch-tiefenpsychologischen Annahmen. Aber auch für die anderen Schulen ist ja vieles durch die aktuelle Forschung und die Diskussionen um einen angemessenen Wissenschaftsbegriff (vgl. Pohlen 1999) im Umbruch.

Philosophische Argumentation

So wichtig ein solcher Forschungsbezug auch ist, es darf über solchen Problemen nicht die ideologiekritische Arbeit zu kurz kommen, und damit kommen wir zu unseren *philosophischen Positionen*: Wir sind der Auffassung, daß die *diskursanalytische, genealogische* Arbeit im Sinne Foucaults, jene „**Steifzüge ins Unbewußte der Wissenschaften**“ – so Georges Canguilhem über die Arbeit des Philosophen (Eribon 1993, 21) – für die Psychotherapie institutionalisiert werden muß, um der Patienten, aber auch um der Therapeuten selbst willen! Ja wir sind der festen Überzeugung, daß die Analyse verdeckter **Diskurse** und *dekonstruierende* Arbeit zum festen Bestandteil der „*psychotherapeutischen Kultur*“ werden muß, denn die „Wühlarbeit unter den eigenen Füßen“ (Nietzsche) kann nicht – „ein und für allemal“ aufdeckend – ultimative Lösungen hervorbringen. Da es um Geschichte und Geschichten geht, die ihren *Sinn* immer nur unter den Bedingungen einer je gegebenen Gegenwart – und imprägniert von ihnen – freigeben, muß die diskursanalytisch und dekonstruktivistisch unterfangene phänomenologisch-hermeneutische Arbeit des *Wahrnehmens, Erfassens, Verstehens* und *Erklärens* (ibid. 123-150) der eigenen Determiniertheiten und der ihnen zugrundeliegenden *Strukturen* immer wieder erfolgen, um Transparenz, Legitimation, Handlungssicherheit und Veränderungspotential – zuweilen auch Verweigerungskraft und Widerstandsbereitschaft – zu gewinnen.

Diesem Band wird als *Prolegomena* ein in der Zeitschrift *L'Arc* (49, 1972) publizierter Dialog zwischen Foucault und Deleuze vorangestellt, der zwar in einigen Positionen durch das nachfolgende Werk beider Autoren überschritten wurde, der aber ihre Grundhaltung kennzeichnet, die wir für die Praxis von Psychotherapie als beispielhaft ansehen. Er stammt aus einer Zeit, als diese politisch *engagierten* und *praktisch handelnden* Philosophen eng zusammenarbeiteten (Eribon

1993, 369ff). Auch deshalb ist uns dieser Text wichtig: Weil wir diese Praxis und dieses Engagement erlebt haben und wir beides für die auch politisch zumeist *abstinenten* Psychotherapeuten als vorbildlich betrachten – wo haben Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen für ihre Patientinnen und Patienten sich je so eingemischt und eingesetzt wie diese beiden Protagonisten für Gefangene, Psychriatriepatienten und Randgruppen (ibid. 338ff) – sieht man einmal von dem geächteten und stigmatisierten *Wilhelm Reich* ab (Nagler 1998)? Die am 8. Februar 1971 von *Foucault* und seinen Mitstreitern gegründete „*Groupe d'Information sur les Prisons*“ ist ein Beispiel für eine radikale emanzipatorische Praxis (Deleuze 1986; Miller 1995, 273). Mit diesem Dialog von *Deleuze* und *Foucault* verbinden sich für uns persönlich *philosophische* und *biographische* Positionen. Er kann einerseits als nostalgische Reminiszenz gewertet werden, Erinnerungen an unsere Studienzeiten im Paris der sechziger und beginnenden siebziger Jahre, an *Foucaults* Vorlesungen im *Collège de France*, zum anderen will der Text die Bedeutung zweier psychologie- und psychotherapiekritischer Denker unterstreichen, die in unserem Feld zu wenig beachtet, von Psychoanalytikern sogar diskreditiert wurden, die aber in ihrer Weise zentrale Beiträge – das ist unsere Auffassung – zum Felde der Psychologie und Psychotherapie geleistet haben (nicht nur durch die Arbeiten von *Foucault* als Professor für Psychologie mit dem Schwerpunkt Psychopathologie in Clermont-Ferrand).

Der Text will weiterhin zeigen, was *Zeitgeist* bedeutet, der *Zeitgeist*, von „1968 und danach“, von dem wir, 1963-1970 in Paris lebend und danach [1971ff] lehrend, erfaßt und beeinflusst waren und der – obwohl sich für uns in der Sicht vieles gewandelt hat – auch Nachwirkungen hat, die bis heute durchtragen. Die kulturkritischen Impulse der 60er Jahre – international – haben Auswirkungen, deren Bedeutung erst allmählich faßbar wird. Der einleitende Text hat zur Frage von „Psychotherapie, Ideologie und Macht“ eine besondere Beziehung. Er stellt die *Frage nach den Ursachen hinter den Ursachen* und verweist auf die *Folgen nach den Folgen*, er gemahnt an die *Verantwortung von Intellektuellen* und verweist zugleich Intellektuellendünkel in die Schranken, denn der dekonstruierende Blick muß auf die Außen- und Innenverhältnisse – auch die des eigenen Inneren – gerichtet werden. Nur so kann „**persönliche Souveränität**“ als Grundlage freien und verantwortlichen Handelns gewonnen werden (Petzold, Orth 1998). Diese Verantwortung ist nicht in den romantisierenden Diskurs (Berlin 1998) eingelassen, wie Leben und Werk von *Foucault*, oberflächlich betrachtet, suggerieren könnte, denn er war einer Ethik des Tuns verpflichtet. Aus einer solchen Verantwortung muß man sich beständig mit den untergründig wirkenden Kräften, den schweigenden Traditionen und den kollektiven (unbewußten) Mechanismen auseinandersetzen, in denen sich die „**MACHT**“ (sensu *Foucault* 1978; cf. Dank 1989; Miller 1995; Deleuze 1986; Dreyfus, Rabinow 1982) artikuliert – etwa

in Form gesellschaftlicher Zwangsapparaturen innerhalb der Psychotherapie und natürlich nicht nur dort. Derartige **Diskurse** kommen zu unterschiedlichen Zeiten, in unterschiedlicher Weise zur Wirkung, wie die gegenwärtigen Legislationsprozesse zur Reglementierung der Psychotherapie und zur *Kalibrierung* von Psychotherapeuten (und Patienten) zeugen.

Es wird deutlich: Das, was man in den 60er und 70er Jahren aufdecken und kritisieren konnte, vermag in den 90er Jahren in anderer Form wieder aufzutau- chen. Im rhizomatischen Geflecht unserer Kultur (*Deleuze*) gilt es, den immer komplexer werdenden Vernetzungen, Verbindungen, Verflechtungen, trans- versalen Konnektierungen bzw. Konnektivierungen (*Petzold* 1998a, 176) nach- zugehen – *permanent*. Das Dickicht moderner, oder wenn man will, „postmo- derner“ Lebenswelt zeigt keine Tendenz, sich zu lichten, und so werden Versu- che, zumindest eine gewisse Übersicht zu behalten, wesentlich – nicht nur der Patienten wegen, sondern auch als Beitrag unserer „community“ der Psycho- therapeuten zur *gesamtgemeinschaftlichen Arbeit der Moderne, sich selbst zu verstehen, sich zu interpretieren und sich damit vernunftgeleitet zu gestalten*. Das ist eine kollektive Aufgabe, an der jede Berufsgruppe in ihrer Weise mitwirken muß.

Therapeutinnen und Therapeuten als *Intellektuelle und Praktiker besonderer Art* – besonders, weil sie eine sehr spezifische individuelle und kollektive Inter- pretationsarbeit leisten – sind hier herausgefordert, denn sie müssen die „*Her- menentik des Subjekts und seiner Gesellschaft*“ (cf. *Foucault* 1989, 123ff), Reflexio- nen und Sondierungen *in doppelter Weise* vollziehen: *Einerseits* im Engagement für ihre Patienten und in der Identifikation mit ihnen, wohl wissend, daß sie von Krankheit, Leiden und Wahnsinn gar nicht so weit entfernt sind, immer wieder in der Gefahr stehend, einen Schritt über die Grenze zu tun oder über sie gestoßen zu werden; *andererseits* müssen Therapeuten ihre Reflexionen und Sondierungen auf sich selbst wenden, auf ihre eigenen *Sprachspiele* (*Wittgenstein*) und *Wahrheitsspiele* (*Foucault*), um ihr Leben in der Breiten- und Tiefendimen- sion (*Petzold* 1991a, 196ff) zu begreifen, in einer bewußten „Stilisierung der Existenz“ zu einer „*Ästhetik des Lebens*“ in der individuellen und kollektiven Dimension zu finden: „Das Leben jedes Individuums – könnte es nicht ein Kunstwerk sein?“ (*Foucault* 1984, 331). Für den Menschen geht es darum – hierfür kann Psychotherapie in ihren Dimensionen der „*Persönlichkeitsent- wicklung*“ und der „*Kulturtechnik*“ (siehe unser Vorwort) wesentlich sein – *sein Selbst* als „Kunstwerk“ zu gestalten (*Deleuze* 1986; *Eribon* 1993, 458ff) und – das unterstreichen wir – *seine Gesellschaft* verantwortlich, kokreativ und aktiv mitzu- gestalten: „the society I live in is mine“ (*Goodman* 1962). Das ist der ultimative Sinn jeder Selbsterfahrung und Eigenanalyse (*Petzold, Steffan* 1999).

Man sage nicht, diese Zielsetzungen seien zu abstrakt. Psychotherapeuten und AusbildungskandidatInnen der Psychotherapie können sehr wohl die eige-

nen *Wahrheitsspiele* in den Blick nehmen. Sie müssen genauso sorgfältig in sondierender, dekonstruktiver und reflexiver Arbeit betrachtet werden wie die der anderen. „Anhand welcher Wahrheitsspiele gibt sich der Mensch sein eigenes Sein zu denken, wenn er sich als Irren wahrnimmt, wenn er sich als Kranken betrachtet, wenn er sich als lebendes, sprechendes und arbeitendes Wesen reflektiert, wenn er sich als Kriminellen beurteilt und bestraft? ... Anhand welcher Wahrheitsspiele hat sich das Menschenwesen als Begehrensmensch erkannt und anerkannt?“ (Foucault 1986b, 15). Dies sind Fragen einer *radikalisierten Selbstanalyse*, die nicht nur die Fakten der eigenen Geschichte und Gegenwart beobachtet, das, was einem widerfahren ist oder was man getan hat, sondern auch das, was möglich gewesen wäre, die eigenen Potentiale – zum Guten wie zum Schlechten, als Wohltäter und als Verbrecher. Wer weiß schon, was in ihm steckt, wozu er in Extremsituationen fähig ist (Sofsky 1996; Petzold 1985h, 1986h, 1996)? Auch deshalb ist *Selbstanalyse* notwendig, die sich auch ins Kollektive wendet, auch die Dimensionen des Kollektivwesens Mensch (das jeder ja auch ist) in den Blick nimmt, die eigenen kulturhistorischen Determiniertheiten, ja die evolutionsbiologischen Untergründe, wie sie in *Träumen* und *Taten* des Begehrens und der Gewalt, in Orgien, Exzessen, Kriegen und Pogromen zum Ausdruck kommen – auch in den Produkten der Filmindustrie (z.B. *van Dammes* „Cyborg“ oder *Schwarzeneggers* „Terminator I & II“) und den virtuellen Megagames (cf. etwa CHAOS GATE, <http://www.ssi online.com> oder W A R G A S M, <http://www.did.com> oder *Der Meisterdieb* oder *REQUIEM* usw.). Diese Produkte und diese Welten werden von uns produziert, produzieren aber auch *zugleich* uns selbst. Zumindest haben sie eine prägende, Menschen, Persönlichkeiten, Gruppen verändernde Wirkung (Turkle 1998; Müller, Petzold 1998).

Solche selbstanalytische Untergrundsarbeit hat *Aurelius Augustinus* mit seinen „Confessiones“ begonnen. Er – nicht *Freud* – hat das Prinzip analytischer Selbstexploration begründet, Vorformen hatten schon die Pythagoräer praktiziert. *Freud* hat es in einer spezifischen Weise entwickelt, vertieft und vereinseitigt, indem er sein „System von Interpretationen, das in Funktion des pathologischen Denkens gedacht ist, auf das normale Denken auszudehnen“ bestrebt war, um „auf Tatsachen der Kollektivpsychologie eine Methode anzuwenden, die an die Untersuchung des individuellen Denkens allein angepaßt ist“ (Lévi-Strauss 1967). Hier sind methodische Transformationen notwendig, wie sie *Sartre* vorgenommen hat, wenn er die Eigenanalyse – damit *Freud* übersteigend – in den gesellschaftlichen Raum expandiert hat, was von Psychotherapeuten viel zu wenig beachtet wurde: seine „*existentielle Psychoanalyse*“ in „*L'être et le néant*“ (*Sartre* 1943) bis in „*Les mots*“ (1963), jener meisterhaften Selbstanalyse, mit deren Lektüre wir – unmittelbar nach ihrem Erscheinen – unsere Pariser Studienjahre begonnen hatten. *Gesellschaftsanalyse anhand der Analyse der eigenen*

Vergesellschaftung zu betreiben, führt zu Möglichkeiten der Erkenntnis von Mechanismen kollektiver Pathologie „am eigenen Leibe“ und zu der Chance, eine „Kultur der Einmischung“ als „Gesellschaftsarbeit“ zu entwickeln, wie sie z.B. Sartre, Foucault, Deleuze mit ihren Interviews, Aktionen, Demonstrationen betrieben haben.

Michel Foucault hat das Unterfangen derartiger Selbstanalyse in seinem späteren Werk einer Rekonstruktion des Subjekts vor dem Hintergrund vielfältiger Wissens-, Wahrheits-, Machtdiskurse in kaum zuvor dagewesener Weise durch hochreflektierte und metareflektierte Selbstexperimentationen und systematische Einmischungen als Subjekt überschritten. Er hat nicht, wie Sigmund Freud mit seiner Selbstanalyse (Leibowitz 1994, 263 hält eine solche für unmöglich), versucht, in die unbewußten Untergründe der eigenen Biographie vorzustößeln, sondern zu den kollektiven Mächten vorzudringen, die das persönliche Unbewußte formen bis in jede Faser des Leibes. „Jedesmal, wenn ich versucht habe, eine theoretische Arbeit zu leisten, ist sie von Elementen meiner eigenen Existenz ausgegangen: immer in Beziehung zu Prozessen, die ich in meiner Umgebung sich abspielen sah. Weil ich in den Dingen, die ich sah, in den Institutionen, mit denen ich zu schaffen hatte, in meinen Beziehungen zu anderen tiefe Risse und Brüche, Dysfunktionen zu erkennen glaubte – gerade deshalb habe ich eine solche Arbeit unternommen, eine Art autobiographisches Fragment“ (Foucault 1981).

Mit seinen Gefängnisprojekten und seinen Extremexkursionen gegen Ende seines Lebens in die kalifornische Leder- und S/M-Szene (Miller 1995) hat Foucault Gebiete kartographiert im Feld selbst – „un nouveau cartographe“ (Deleuze 1987, 37f) –, Realitäten, denen er zuvor als Archivar („un nouvel archivist“, ibid. 7) anhand vergessener, versteckter oder indizierter Dokumente nachgegangen war (z.B. Der Fall Rivière 1975), Informationen „aus zweiter Hand“ sozusagen, Realitäten, die er auch durch die Lektüre von Autoren wie de Sade, Bataille, Pierre Klossowski aufgenommen hatte. Er betritt damit die Arena des eigenen Leibes und richtet den dekonstruktiven, den „zersetzenden Blick“, mit dem er scharfsichtig die Geschichte, das Leben, das Zeitgeschehen, die Politik betrachtet hatte, auf sich selbst, auf den Erlebenden, den in all diese Texturen Eingebundenen, auf sich als erlebendes Subjekt und als engagierten, sich einmischenden Akteur für Menschenrechte und gegen Machtmißbrauch². „Der Wille von Individuen muß“ in dem fortwährenden Bemühen „vereint werden, jedem Machtmißbrauch, von wem auch immer begangen, wer auch immer seine Opfer sein mögen“ in Theorie und Praxis entschieden entgegenzutreten (aus einem Text, von Foucault [1984, 22] verfaßt, und auf einer Pressekonferenz im Juni 1984 zum Schicksal der vietnamesischen boat people verlesen). Foucault hatte den Mut, die Dinge anzusehen, die sich dem sich überschreitenden Blick – und das

ist ein für Psychotherapeuten unverzichtbarer Blick – darbieten. „Er sah Dinge, und wie alle Menschen, die zu sehen wissen und die das, was sie sehen, durchschauen, schien ihm das, was er sah, unerträglich“ (Deleuze 1986, 1).

„Denn das Auge, die kleine weiße ihre Nacht umschließende Kugel, bezeichnet den Kreis einer Grenze, die nur vom Einbruch des Blicks übertreten wird. Und seine innere Dunkelheit, sein schwarzer Kern, ergießt sich auf die Welt in einer Quelle, die sieht, das heißt erhellt [...]. Es ist das Bild des Seins, welches nur die Überschreitung seiner eigenen Grenze ist.

In einer philosophischen Reflexion verdankt das Auge seiner Fähigkeit zum Sehen die Macht, sich selber immer noch innerlicher zu werden. Hinter jedem Auge, das sieht, gibt es noch ein feineres, diskreteres Auge, das so beweglich ist, daß sein allmächtiger Blick an der weißen Kugel seines Fleisches nagt; und dahinter gibt es wieder ein Auge, und immer noch andere Augen, die immer noch subtiler werden und bald nur mehr aus der reinen Transparenz eines Blicks entstehen und sich verbinden: dieses Herz der Dinge ist ihr souveränes Subjekt.“ Wenn aber der „Blick die Grenze des Augapfels überschreitet, konstituiert er das Auge in seinem augenblicklichen Sein [...], er wirft es aus im selber heraus und läßt es an seine Grenze gelangen, wo es für einen Augenblick aufblitzt und dann nur mehr die kleine weiße blutunterlaufene Kugel eines Auges in Händen hält, das aus der Augenhöhle gefallen ist und dessen Kugelmasse jeden Blick ausgelöscht hat [...]. In dieser Distanz des gewaltsamen Herausgerissenseins ist das Auge absolut gesehen, aber außerhalb eines jeden Blicks: Das philosophische Subjekt ist aus sich herausgeworfen und an seine Grenze fortgetrieben, und die Souveränität der philosophischen Sprache spricht aus dem Abgrund jener Distanz, in der unermeßlichen Leere, die von dem aus seiner Höhle gefallenen Subjekt hinterlassen wird“ (Foucault 1963/1978, 43f).

In einer solchen Vision – nicht in der Beobachtung „zweiter Ordnung“ (von Foerster 1986) eines philosophisch schwachbrüstigen (cf. Bischof 1996; Schulte 1993) „radikalen Konstruktivismus“, welcher derzeit als Modeströmung in der „systemischen Therapieszene grassiert (von Schlippe, Schweitzer 1996) – liegt eine *mehrperspektivische, metahermeneutische Betrachtung und Reflexion* sowie die Möglichkeit einer *philosophischen Kontemplation* komplexer Wirklichkeit bzw. Realität (Wallner 1990) begründet, wie wir sie in der „Integrativen Therapie“ als Instrument differentiellen und integrativen Erkenntnisgewinns entwickelt haben, eines „Willens zum Wissen“, der sowohl den Erkenntnisweg des *souveränen Subjekts* (Petzold 1998a, 275) zu beschreiten und zu nutzen weiß als auch, solche Souveränität dekonstruierend, in die abgründigen Reiche der Kultur und Unkultur vorzudringen bereit ist (idem 1986h, 1996k), um die „*drei großen Problemtypen*“ auszuloten: „*das Problem der Wahrheit, das der Macht und das der individuellen Lebensführung*. Diese drei Erfahrungsbereiche können nur in ihrer wechselseitigen Beziehung und nicht unabhängig voneinander verstanden werden“ (so Foucault am 29. Mai 1984 in seinem letzten Interview, in: Mazumdar 1998, 485, unsere Hervorhebung, und wir würden noch einfügen: „und kollektiven Lebensführung“). Dies sei allen Philosophen und Psychotherapeuten als Leitprinzip anempfohlen.

In alle Bereiche der Seele, des Leibes, des Begehrens, des Wissens und der Macht – auch und gerade der dunkelsten – mit dem Einblick des *Archivars*, mit dem Überblick des *Karthographen* und mit dem Engagement des *Akteurs* „pour les droits des hommes“ (Foucault 1984,22) vorzudringen, das ist eine der zentralen Aufgaben der Psychotherapie, der Psychotherapeuten und -therapeutinnen. Die Interventionen finden dann nicht mehr nur auf der Couch, in der Gruppe, der Klinik statt, sie zielen unmittelbar auf konflikthafte und beunruhigende Lebensfelder und gesellschaftliche Realitäten. Die Instrumente einer solchen „Kultur der Einmischung“ sind kämpferische Bücher, Artikel, Glossen, Pamphlete, Leserbriefe, Interviews, das Organisieren von Aktionen, Pressekonferenzen, das Mitwirken an Initiativen und Demonstrationen – der Möglichkeiten sind viele, nur sie werden selten genutzt, obgleich es einige wenige Beispiele im Bereich der Psychotherapie gibt: *Wilhelm Reich*, *Erich Fromm*, *Paul Goodman*, *Horst Eberhard Richter*. *Reich* hat sich mit seinen antifaschistischen Schriften, z.B. „Massenpsychologie des Faschismus“ (1933), mit „Listen little man“, ein Text, in dem er die böse Passivität und Naivität des „kleinen Mannes“ und der „kleinen Frau“ mit *parrhesiastischer* Direktheit angriff, exponiert. Er hat sich in außergewöhnlicher und uneigennütziger Weise – tausende Stunden unbezahlter Tätigkeit in den Arbeiterkliniken, Hilfeleistungen z.T. unter Lebensgefahr – eingesetzt, und er hat gegenüber seiner eigenen Berufsgruppe kein Blatt vor den Mund genommen.

Die „community of psychotherapists“ und besonders die psychoanalytische Gemeinschaft, die deutsche zumal, hat ihm das nicht gedankt, obwohl es doch so viele aktive und offene bzw. sich veröffentliche Antifaschisten unter den Psychotherapeuten wirklich nicht gab. Es war natürlich einfacher, ihn als Paranoiker zu stigmatisieren (Nagler 1998) als ihn als Antifaschisten und für Menschen aus benachteiligten Schichten (Proletariat, Unterschicht) engagierten Psychotherapeuten zu ehren, zumal *Freud* (Wege der psychoanalytischen Therapie 1919, 218) konstatierte: „Für die breiten Volksschichten, die ungeheuer schwer unter den Neurosen leiden, können wir derzeit nichts tun“. *Reich* demonstrierte anderes, indem er sich einsetzte. Auch *Paul Goodman* setzte sich mit Wort und Tat ein (Stoehr 1996): in zahllosen Protestaktionen, in Projekten und immer wieder durch Veröffentlichungen, Redaktionsbeiträge, Leserbriefe. Man konnte ein ganzes Buch damit füllen (Goodman 1962). Diese Praxis der „Einmischung durch Veröffentlichung“ sollten Psychotherapeuten kultivieren, wenn sie sich von der gesellschaftskritischen Funktion von Psychotherapie nicht ganz zurückziehen, sie aufgeben wollen. Wir haben 1972 neben der „Förderung 1. der personalen, 2. der sozialen und 3. der professionellen Kompetenz und Performanz“ die „Förderung des sozialen Engagements“ zum vierten Richtziel unseres ersten Ausbildungscurriculums für Psychotherapeuten gemacht:

„Psychotherapeutische Arbeit erfordert Engagement für die Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen, ohne diese wird sie ineffizient und fragwürdig. Ein kritisch-emanzipatorisches Bewußtsein und die Bereitschaft der Person zu ‚engagierter Verantwortung‘, zur Entscheidung, sich für die Belange anderer einzusetzen und im sozialen und politischen Bereich Initiativen zum Abbau der multiplen Entfremdung zu ergreifen, soll entwickelt und gefördert werden“ (FPI-Curriculum 1972, repr. in Petzold 1996a,603).

Dieser Text steht in der Tradition von Foucault und Goodman und unterstreicht als Teil einer bis heute gültigen Ausbildungsordnung diese zentrale Funktion von Psychotherapie. Goodman hat in seiner Kritik natürlich auch nicht vor der Profession der Psychotherapeuten halt gemacht, ihrer apolitischen Position, ihrer Passivität, ihrem Opportunismus. Seine laute Stimme gegen den Vietnamkrieg war der „professional community“ der Psychotherapeuten, auch der amerikanischen Gestalttherapeuten (die sein politisches und sozialphilosophisches Werk bis heute ignorieren) genauso unangenehm, wie das offene Darstellen seiner Bisexualität und sein Engagement in der „gay liberation movement“ – ein Perverser eben. Erich Fromm konnte man derartiges nicht anhängen. Also machte man ihn zum „Soziologen“, und die haben ja für die „klinische“ Psychoanalyse keine Relevanz (Alfred Lorenzers sozialkritischem Werk ist es nicht anders ergangen).

Aber so einfach ist das nicht. Denn diese bedeutenden Protagonisten der Psychotherapie haben deutlich gemacht, daß ohne eine Reflexion gesellschaftlicher Pathologie, eine umfassende Sicht individueller Pathognese und eine sinnvolle und effektive Psychotherapie, die nicht nur „Symptome wegmacht“, sondern dauerhafte Heilungschancen und Persönlichkeitsentwicklungen erreichen will, nicht möglich ist. Das sollten Therapeuten und Therapeutinnen begreifen, und auch das Faktum, daß sie sich und ihre Disziplin dabei auch selbst zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen müssen. In solchen kritischen und metakritischen Analysen und Reflexionen kann dann deutlich werden, wo über die Arbeit im Sinne einer „guten klinischen Routine“ mit dem individuellen Patienten (nicht „Fall“) eine Überschreitung in *engagierte Praxis* stattfinden muß, die übergeordnete Perspektiven aufgreift und angeht mit dem Ziel des *politischen Engagements für die Betroffenen* und dem weiteren Ziel der *Amelioration ihrer Lebenssituation* (Petzold 1993a, 1276f), z.B. durch infrastrukturelle Maßnahmen, soweit dies immer möglich ist. – Wir wissen, was alles immer „nicht möglich“ ist. Wir sind keine verschrobenen Idealisten und Traumtänzer und wissen deshalb auch, was alles mit einigem Einsatz möglich ist, wenn man es *will*. Es ist, und hier stimmen wir Leibowitz (1992) vollauf zu, eine Sache des *Willens* und des *Wollens* (Petzold 1998d) und der Bereitschaft, Scheitern in Kauf zu nehmen.

Wir haben – durchaus mit Referenz zu *Foucault* (1963), der von einem überschreitenden Blick zu einer transgressiven Praxis fand – im *Theorie-Praxis-Zyklus* der Integrativen Therapie als „vierte Phase“ die der „*Transgression*“ konzipiert (*Petzold* 1991a, 78, 158, 432) und die umfaßt zuweilen mehr als den bloßen Transfer von gewonnenen Einsichten und emotionalen Erfahrungen einer Einzelperson in den Alltag, besonders, wo der Alltag desolat ist und ein solcher Transfer nicht gelingen kann – aber das ist dann ja „Sache der Sozialarbeiter“! (vgl. idem 1997c). Zuweilen konnten wir für mehrperspektivisch und dekonstruktiv betrachtete Situationen, z.B. von drogenabhängigen Jugendlichen, alten Menschen, Flüchtlingen, Folteropfern Praxisprojekte für diese Gruppen konzipieren und realisieren (idem 1974b, 1985a,d; 1986a,b; *Josic, Petzold* 1996).

Wo immer man die Dimension kulturkritischer *Arbeit* aus dem *corpus* der Psychotherapie herausnimmt, nimmt man ihr eine zentrale Qualität, wenn nicht ihr Herz, und sitzt zugleich der Illusion auf, daß Gesundheit und Krankheit losgelöst von den untergründigen gesellschaftlichen Dynamiken erfaßt, verstanden und beeinflusst werden können. Hier liegt der Irrtum mancher Kollegen, die mit ihrem Verständnis von Psychotherapie ausschließlich in der klinischen Psychologie verwurzelt sind, wenn sie diesen Hintergrund empirischer Psychologie, der für uns gänzlich unverzichtbar ist, zur *einzigsten* Basis der Psychotherapie zu machen suchen. Denn:

»Psychotherapie ist „Kulturarbeit“ (Freud 1933a, 86), nicht nur klinische Behandlungsmethode, sondern in Form erkenntnisgerichteter Selbsterfahrung und veränderungsgerichteter Projektarbeit eine wesentliche Kulturtechnik. Auf diese Funktion, in welcher Psychotherapie sich immer wieder selbst überschreiten und hintersteigen muß und den Diskurs mit den anderen Kulturwissenschaften, Sozial- und Naturwissenschaften braucht, müssen sich Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten immer wieder besinnen, wenn sie eine „Hermeneutik des Subjekts“ (Foucault 1989)³, eine „intersubjektive Hermeneutik“ (Petzold 1991a, 187) bewußter und unbewußter Lebenswirklichkeit in Kontext und Kontinuum betreiben wollen, die über das Wahrnehmen, Erfassen und Verstehen individueller Schicksale hinaus in den gesellschaftlichen Raum und seine Geschichte vordringen will, ja, in den kollektiven Untergrund unseres evolutionsbiologischen Herkommens, um nach Erklärungen zu suchen, auf deren Grundlage besonnenes, sich einmischendes und Veränderungen wollendes Handeln möglich und wirksam wird« (idem 1988i, 2).

Diese auf *Merleau-Ponty, Paul Ricoeur, Michel Foucault, Gilles Deleuze* u.a. basierenden Überlegungen (und man kann *Merleau-Ponty* und *Foucault* auf der Ebene strukturellen Denkens durchaus zusammenbinden, trotz der impliziten Polemi-

ken gegen ihn und Husserl in „Die Ordnung der Dinge“) sind grundlegend für die „hermeneutische Spirale“ *Wahrnehmen, Erfassen, Verstehen, Erklären* (idem 1991a, 123ff) in der Integrativen Therapie. Durch sie wird ein Vordringen „von den *Phänomenen*, die wahrgenommen werden, zu den *Strukturen*, die hinter ihnen stehen oder unter ihnen liegen und zu den *Entwürfen*, die auf ihnen aufbauen, möglich, eine Beobachtung und Reflexion auf mehreren Ebenen, wie sie in Therapien und therapieähnlichen Methodologien erfolgt, in Lehranalysen – sie sind aus unserer Sicht nicht nur ein Instrument der Ausbildung für angehende Therapeuten – in Selbsterfahrung, Supervision, Coaching, Ansätze, die wir auch für die Arbeit mit „Gesunden“ besonders gepflegt und entwickelt haben (idem 1998a, idem, Orth 1993; Schreyögg 1995; Frühmann, Petzold 1993). **Kulturarbeit** als Selbst- und Welterkenntnis, als Arbeit gegen Entfremdung und Unfreiheit (idem 1987d), als Chance der Gestaltung des eigenen Schicksals und der Mitgestaltung von Weltverhältnissen in einer kritischen, selbstkritischen Haltung, bereit, Irrtümer zu begehen – hier liegt das Risiko und der Preis jeden Wagnisses und ohne Wagnis kein Fortschritt –, aber auch bereit, Irrtümer zu revidieren und engagiert, jede falsche „Abstinenz“ hinter sich lassend, gegen Unwissen, Unfreiheit und Machtmißbrauch zu handeln. Das ist das Vermächtnis, welches der studierte Psychologe *Michel Foucault* (er war über Jahre experimentell, diagnostisch und therapeutisch – von *Binswangers* Daseinsanalyse beeinflusst – im klinischen und forensischen Rahmen tätig, cf. *Eribon* 1993, 81ff) und der studierte Philosoph *Foucault* der Profession der Philosophen und – wir sagen dies sehr dezidiert – der Psychologen und Therapeuten hinterlassen hat, denn hier hat er den Diskurs *Freuds* fortgeführt und zu einem Diskurs radikaler *Freiheit* für sich und für andere überstiegen. Von vielen Texten sei exemplarisch zitiert:

„Das Motiv, das mich getrieben hat [...], war Neugier – die einzige Art Neugier, die die Mühe lohnt, mit einiger Hartnäckigkeit betrieben zu werden: Nicht diejenige, die sich anzueignen sucht, was zu erkennen ist, sondern die, die es gestattet, *sich von sich selbst zu lösen*. Was sollte die Hartnäckigkeit des Wissens taugen, wenn sie nur den Erwerb von Kenntnissen brächte und nicht in gewisser Weise soweit wie möglich das Irregehen dessen, der erkennt? Es gibt im Leben Augenblicke, da die Frage, ob man anders denken kann, als man denkt, und anders wahrnehmen kann, als man sieht, zum Weiterschauen und Weiterdenken unentbehrlich ist. [...]. Aber was ist die Philosophie heute – ich meine die philosophische *Aktivität* –, wenn nicht die kritische Arbeit des Denkens an sich selber? Und wenn sie nicht, statt zu rechtfertigen, was man schon weiß, in der Anstrengung liegt, zu wissen, wie und wieweit es möglich wäre, anders zu denken? [...] Der ‚Versuch‘ – zu verstehen als eine *verändernde* Erprobung seiner selber und nicht als eine vereinfachende Aneignung des anderen zu Zwecken der Kommunikation – ist der lebende Körper der Philosophie ...“ (*Foucault* 1986b, zit. aus *Mazumdar* 1998, 463, unsere Hervorhebungen).

Auf solcher Grundlage einer *engagierten „Sorge um sich“* hat die nicht minder *engagierte „Sorge um den Anderen“* einen soliden Boden, der nicht der einer „brü-

derlichen Vereinnahmung“ ist (wie bei den *Buber*-orientierten „humanistisch“-psychologischen Therapieformen), sondern im Respekt vor seiner *radikalen Andersheit* (Lévinas 1983; Petzold 1996j) möglich wird.

Michel Foucault hat durch seine z.T. fundamentale Kritik an der Psychiatrie und der Psychoanalyse für diese Disziplinen bedeutende Beiträge geleistet, keineswegs nur durch die fulminanten Werke, die er während seiner frühen Lehrtätigkeit in Clermont-Ferrand verfaßt hat, sondern auch durch seine späteren und keineswegs leicht und ohne systematische Auswertung seines Werkes nachzuvollziehenden Versuche, die Grenzen der menschlichen Natur auszuloten. Auch wenn er u.E. dabei zuweilen in die Irre ging (etwa bei seinen Reportagen für den *Corriere della serra* über die Revolution im Iran [Eribon 1993, 402ff]) – aber er hatte den Mut, an fremdartige Orte zu gehen (Miller 1995). Wir haben, das müssen wir sagen, seinen S/M-Explorationen gegenüber durch die eigene Arbeit mit Folteropfern (Josic, Petzold 1996, idem 1986b) große Vorbehalte entwickelt, denn das, was wir gesehen haben und erleben mußten, hat in uns einen grundsätzlichen Horror hinterlassen, der zu jeder „Dramaturgie des Begehrens“ in diesen Bereichen quer steht. Auch wir sind an fremdartige Orte gegangen, mußten aus den Wegen persönlichen Schicksals an solche auch gehen oder sind ihnen ausgesetzt gewesen. Deshalb schätzen wir an Foucault, daß er als Forscher mit hohem akademischen Rang sich nicht gescheut hat, sich mit dem Marginalisierten und Verpönten auseinanderzusetzen und daß er angetreten ist, die selbstgefälligen Illusionen des Menschen über sich selbst, seine Selbstidolatrie, wie sie sich in den vielfältigen *Humanismen* artikuliert (auch denen der sogenannten „Humanistischen Psychologie“), aufzudecken. In seinem Grundlagenwerk „Die Ordnung der Dinge“, wird, wie Jean Lacroix in *Le Monde* (9. Juni 1966) schrieb „La Fin de l’humanisme“ eingeläutet, einem Humanismus, bei dem das „Donnergrollen der Schlacht nicht zu überhören“ ist (Foucault 1977, 396).⁴

Was Foucault in seiner Humanismuskritik und in seinem für Menschen engagiertem Handeln, in der Exploration von gesellschaftlichen Grenzen und der Denunzierung ihrer Inhumanität sowie in der Auslotung seiner eigenen Grenzbereiche exemplarisch versucht hat, ist die Erkundung der eigenen Subjektivität bis in die ultimativen Randbezirke des leiblichen Erlebens und Begehrens. Er betrieb diese Erkundung vor dem Hintergrund der abendländischen *Konstitution des Subjekts*, diesen **Diskurs** von der Antike (Detel 1998) bis an den vorgeschobenen Rand der jeweiligen Gegenwart durchmessend ... bis an den eigenen Tod (Miller 1995) im Versuch, die Macht dieses **Diskurses** zu hintersteigen, um auf ihn – Aufblitzen der *Freiheit* – blicken zu können. Hier wurde die *Eigenanalyse* des persönlichen Selbst mit der *Genealogie* der eigenen/kollektiven Subjektivität verschränkt – Subjektivität ist ja immer Teil kollektiver **Diskurse** (weshalb überhaupt Archäologien betrieben werden müssen). Es wird Jahre,

wenn nicht Jahrzehnte dauern, diese Projekte *Foucaults* auszuloten, entsprechend zu würdigen und für die Psychotherapie zu nutzen, sofern man *Foucault* nicht, wie in dem normalitätsbesessenen Strang der Psychoanalyse üblich, der sich derzeit gegenüber dem (durchaus immer noch vorhandenen) subversiven Strang wieder einmal durchzusetzen scheint, in erprobter Manier pathologisiert und als Kranken oder Perversen stigmatisiert (wie bei *Reich*, *Rank*, *Ferenczi* geschehen, cf. *Petzold* 1998e).

Das Subjekt wird für *Foucault* zum zentralen Thema seines Spätwerkes. Konnte man, mit *Foucault* in der Spur *Nietzsches* gehend, *wahrnehmen*, „wie der Leib von der Geschichte durchdrungen ist und wie die Geschichte am Leibe nagt“ (*Foucault* 1971, 154, 159), vermochte man seinem Bemühen folgend, „das Subjekt“ (idem 1987, 243) in der „Wiederentdeckung einer Erfahrung“ (idem 1981, 23) zu *erfassen*, das menschliche Leben in seiner geschichtlichen Einbettung, die jede Faser des Leibes und jede Strebung des Begehrens durchfiltert, zu *verstehen* – und das ist immer das eigene Leben –, so kann man nicht mehr *beruhigt* eine Psychotherapie betreiben, die vorgibt, die *condition humaine* *erklären* zu können. Man verbleibt vielmehr in einer tiefen *Beunruhigung*, die zu intensiverer *Bewußtseinsarbeit* (*Petzold* 1996a, 218; 1992a, 222, 526) und zu konkretem und *engagiert-praktischen Handeln* herausfordert – politischem und klinischem. (Man kann Psychotherapien nicht mehr nur oder überwiegend als „Dienstleistung“ richtlinienkonform im Fünfundvierzig-Minuten-Takt acht Stunden Tag für Tag herunterspulen und man muß nicht gegen verfallende Punktsätze protestieren, sondern man muß Front machen gegen die aus all diesem resultierende *Zumutung inhumaner Beziehungen und Behandlungsbedingungen* für Patienten und für Therapeuten unter Richtlinienvorschriften).

Es ist zweifelsohne *Foucaults* abschließende Synthese aus seinen weitgreifenden Suchbewegungen, wenn er sich in seinen letzten Arbeiten noch einmal mit *Wahrheitsdiskursen* auseinandersetzt, praktischen Wahrheitsdiskursen, die eine erkenntnisgerichtete, eine „therapeutische“ Qualität haben: die *provokative Dialogik* der Kyniker, wie die des *Diogenes von Sinope* (* um 400 – † um 325) in seinen Berkeley-Lectures 1983 (*Foucault* 1996) und die *sokratische Dialogik* – beide sind dekonstruktiv, vermeintliches Wissen zerstörend, also nicht interpretativ im *Freudschen* Sinne. Sie müssen u.E. als eine Art „Dialektik der Wahrheitsdiskurse“ gesehen werden, die Vernunft und Wahnsinn, Weisheit und Torheit zu verbinden suchen in einer übergreifenden *Erfahrung* heraklitischer Art: „zusammenstrebendes Widerstreitendes und aus Gegensätzlichem die schönste Harmonie“, wie es in dem berühmten Fragment des Skoteinos heißt:

τὸ ἀντίξουν συμφέρον καὶ ἐκ τῶν διαφερόντων καλλίστην ἁρμονίαν

(*Diels*, *Kranz* 1961, 22, B 18)

Foucault weist auf den kaum beachteten „kynischen Diskurs“ hin, eine Genealogie, die von *Diogenes in der Tonne* über gewisse Wüstenväter hinab bis zu *Nietzsche* und *Beckett* reicht (*Miller* 1995, 529) und der das Absurde, Anstößige, Verachtete und Verpönte zur Quelle von Wahrheit macht, Wahrheit, die nicht gefällig ist und sich der Korruption verweigert und der *Macht* entzieht oder entgegenstellt und gerade dadurch strahlend aufleuchtet. Es ist eine Wahrheit, die Verlorene, Verstoßene und Vernachlässigtes sichtbar macht (die *saloi*, die „heiligen Narren“ [cf. *Petzold* 1968 IIa] haben in der christlichen Tradition diesen Erkenntnisweg und diesen *Weg der Freiheit* gepflegt).

In seinen letzten Vorlesungen am Collège de France im Februar 1984 mit dem Titel „Der Mut der Wahrheit“ befaßt sich *Foucault* mit dem *T o r e n*, dem Kyniker *Diogenes*, und mit dem *W e i s e n*, *Sokrates* (* um 470 v. Chr., † 399 v. Chr.), in Sonderheit mit *Platos* Texten zum Tod des Philosophen, abgestützt auf den Essay „Divertissement sur les dernières paroles de Socrate“ seines Freundes *Georges Dumézil* (1989). Das übergreifende, gleichsam visionäre Thema dieser unter dem Schatten eines von *Foucault* wohl noch nicht antizipierten Todes (*Miller* 1995, 518ff) stehenden Arbeiten ist das der „*parrhesia*“, der Praxis der *Aufrichtigkeit* bzw. *Freimütigkeit*. Letztlich geht es um das das ganze Werk *Foucaults* bestimmende Problem der **Freiheit**, das in den Anfängen abendländischer Freiheitsdiskurse sowohl von *Sokrates* wie auch von *Diogenes* in äußerster Radikalität **gelebt** wurde: Nach *Foucault* ist „*parrhesia* eine Art von verbaler Tätigkeit [...], bei der der Sprecher dank seiner Freimütigkeit eine spezielle Beziehung zur Wahrheit hat, durch die Gefahr eine spezielle Beziehung zu seinem eigenen Leben, durch Kritik (Selbstkritik oder Kritik anderer Menschen) eine spezielle Beziehung zu sich selber oder zu anderen Menschen und durch die *Freiheit* und durch die *Pflicht* eine spezielle Beziehung zum moralischen Gesetz“ (*Foucault* 1996, 19 unsere Hervorhebungen).

Die Rekonstruktion einer solchen Therapeutik *gelebter Freiheitserfahrung* und die Erarbeitung eines konsistenten, in der „Sorge um sich“ und dem „Engagement für den anderen“ wurzelnden, lebenszugewandten Hintergrundes ist keine nostalgische „Rückkehr zu den Griechen“ (cf. *Foucault* in seinem letzten Interview, in: *Mazumdar* 1998, 487ff), sondern eine **Transgression** ganz außerordentlicher Art. Ihr Transfer in die Praxis der Psychotherapie erscheint uns unverzichtbar⁵. *Foucault* hat hier einer praktischen, einer *aktiven* Philosophie ein kostbares Vermächtnis hinterlassen. Solche *Philosophie* ist – kritisch diagnostizierend – klärend. Sie ist – *engagiert* intervenierend – oft heilsam, und sie ist damit in einem umfassenden Sinne *Psychotherapie*, wie wir sie verstehen. Psychotherapie wird, *so* aufgefaßt, aber auch immer wieder *Philosophie* in einem originären Sinn, der an die Dialogik von *Sokrates* und *Diogenes*, an die Weisheit des *Heraklit* oder *Seneca* anschließt, d. h. aber Philosophie im besten Sinne: In jedem thera-

peutischen Dialog nämlich, wenn der Therapeut und sein Partner – Klient oder Patient – in gemeinsamer *Selbst*-Erfahrung und der ganzen Intensität erlebender Subjekte in die wesentlichen Bereiche des Lebens vorzudringen vermögen (cf. Kühn, Petzold, Psychotherapie & Philosophie – Philosophie als Psychotherapie 1992) und auch die Bedingungen, Hintergründe und Abgründe ihrer Subjektivität sowie der Dynamik ihrer Intersubjektivität zu betrachten bereit sind.

In der Komplexität konkreter Weltverhältnisse – in sozialen Brennpunkten, totalen Institutionen, schwierigen sozialen Feldern – ist Psychotherapie in dieser Arbeit an Erkenntnis, Freiheit, helfendem Engagement keineswegs ungefährdet, nicht zuletzt durch sich selbst, ihre Verstrickung in offene und verdeckte **Diskurse** der *Macht* und durch ihre vielfach noch unerkannten Strategien der Bemächtigung und Dependenz, nicht zuletzt auch durch ihre „professional community“, die nach gesellschaftlicher Anerkennung und Macht strebt. Für *Freud* war dies ein wesentliches Ziel, weil „jeder Fortschritt unseres Wissens einen Machtzuwachs für unsere Therapie bedeutet“, ein Zuwachs an „Autorität“ der Psychoanalyse in der Gesellschaft (*Freud*, Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie, 1910, 123, 127, vgl. Petzold, Gröbelbauer, Gschwend, dieses Buch, Anmerk. 50). In einem solchen Streben steht Psychotherapie damit unter einem enormen Konformitätsdruck, weil sie gesellschaftliche Gratifikationen und Einflußmöglichkeiten wünscht und deshalb sich immer wieder – vertreten durch ihre Funktionäre – auch unreflektiert und unkritisch in den Dienst gesellschaftlicher Praktiken *struktureller Gewalt* stellt, der *Macht*, die „heute bis in die letzte Faser des Individuums reicht, seinen Körper berührt, seine Gesten beeinflusst, sein Verhalten, seinen Diskurs, seine Entwicklungsjahre, sein tägliches Leben“ (*Foucault* 1980, 4). Statt einer Analyse solcher Machtmechanismen (*gouvernementalité*, cf. idem 1989) stellt sich die Psychotherapie immer wieder in den Dienst der Unterdrückung, z.T. auf höchst subtile Weise, wie *Foucault* von „Wahnsinn und Gesellschaft“ (1969) bis zum Text „Der Wille zum Wissen“ (1977) exemplarisch für die Psychoanalyse aufzeigt, indem er ihre *Genealogie* rekonstruiert, „ihre Abstammung vom inquisitorischen Geständnis einerseits, von der psychiatrischen Medizinalisierung andererseits“ (in: *Mazumdar* 1998, 431f), wie *Lucette Finas* in ihrem Gespräch mit *Foucault* von 1977 (ibid.) seine Position markiert. Durch die gegenwärtige Macht- und Ausgrenzungspolitik im Rahmen des deutschen Psychotherapiegesetzes von Seiten der Richtlinienpsychotherapie, wobei die Rolle der Verhaltenstherapie weniger sichtbar wurde im Unterschied zu den Aktivitäten der Richtlinienpsychoanalyse – und eine *andere Psychoanalyse* hat sich in dieser Sache bislang nicht zu Wort gemeldet – werden *Foucaults* Analysen zur Verstrickung der Psychoanalyse in die „Dispositive“ von Macht und Wissen (*Foucault* 1977, 156) bedrückend bestätigt (vgl. auch *Parin*, *Parin-Matthey* 1983)⁶.

Psychotherapie sollte von solchen Verstrickungen befreit werden, damit sie ihre vier Grundfunktionen unbeeinträchtigt verwirklichen kann: I. Instrument der *Krankenbehandlung* und *Problembewältigung* zu sein, II. Methode der Förderung von *Gesundheit* und *Wohlbefinden* zu sein, III. Instrument des *Selbstgewinns* und der *Persönlichkeitsentwicklung*, sowie IV. Instrument der *Gesellschaftskritik* bzw. der *Kulturarbeit*. Jedes Instrument muß je für sich, aber auch im transaktionalen Bezug gepflegt werden, damit wechselseitige Korrekturen möglich werden und sich die Psychotherapie als Profession und als Feld innovativ entwickeln kann.

Persönliche Argumentation

In der Reflexion der Konzepte und der Geschichte des *Michel Foucault*, seiner Wahrheitssuche, seines Engagements, seines nonkonformistischen Lebensstils, seiner Verstrickungen, der Diskriminierungen, zuweilen der Hexenjagd, der er ausgesetzt war, und seines Kampfes gegen die *Macht* und die *Gewalt* von Institutionen, auch seiner Siege, sind wir wieder in Kontakt mit unserer eigenen Geschichte und unserer eigenen Arbeit gekommen – dazu gehört der Aufbau der größten Weiterbildungsinstitution in Europa (*Schmiedel* 1993) für Psychotherapeuten in Nicht-Richtlinienverfahren (Integrative Therapie, Gestalttherapie, Körperpsychotherapie, Psychodrama, cf. *Petzold, Sieper* 1993), weiterhin für künstlerische Therapieverfahren mit Fachbereichen für Kunst-, Musik-, Bewegungs- und Tanztherapie, Poesie- und Bibliothherapie sowie Dramatherapie (*Petzold, Orth* 1985, 1990), für Soziotherapie und Gesundheitsförderung (*Petzold* 1998h) und für Supervision (idem 1998a; *Schreyögg* 1991) in privater Trägerschaft, der „**Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit und Kreativitätsförderung (EAG)**“, staatlich anerkannte Akademie der Weiterbildung, die wir – beginnend 1972 mit *Hildegund Heintl* u.a. – aufgebaut haben (*Schreyögg* 1993) und in deren Rahmen wir die von uns begründete „**Integrative Therapie**“ im gesamten europäischen Raum auf der Grundlage elaborierter und mit ausgezeichneten Resultaten evaluierten Curricula lehren. Wir wenden unser Verfahren in den uns verbundenen klinischen Einrichtungen seit 25 Jahren mit guten Wirksamkeitsnachweisen an, entwickeln es weiter (*Petzold* 1997; idem et al. 1999) und untersuchen es durch das „Forschungsinstitut der **EAG**“ (idem, *Märtens* et al. 1998) – ein Lebenswerk (*Sieper, Schmiedel* 1993; *Zundel* 1987; *Oeltze* 1993; *Lemke* 1993), für das es in diesem Feld wenig Vergleichbares gibt. Es ist derzeit durch die Zwei-Konfessionen-Strategie des Psychotherapeutengesetzes und der Richtlinienverfahren nicht ungefährdet. Therapeutinnen und Thera-

peuten, die über fünf oder sechs Jahre ein 1600-Stunden-Curriculum an unserer Akademie durchlaufen haben – von fast 450 Absolventen in einer detaillierten, 90 Items umfassenden Evaluationsstudie mit „gut“ bewertet (Petzold, Hass et al. 1995; idem, Hass, Märtenz 1998; Schigl, Petzold 1997) – müssen sich „nachqualifizieren“, was bei der hochkarätigen, methodenübergreifenden und ideologiekritischen Ausbildung, die sie an der EAG erhalten haben, vielfach eine Tortur war, denn unsere Arbeit in Therapie, Theoriebildung, Supervision, Forschung und Lehre war stets den obengenannten vier Grundfunktionen verpflichtet, also wesentlich breiter ausgerichtet als dies bei monomethodischen Ausbildungen der Fall ist und hat in der Akademieverfassung (der Text in idem 1998h, 538-547) die *Mitwirkungsmöglichkeiten* der Ausbildungskandidaten und Dozenten festgeschrieben (nichts davon in der staatlichen Ausbildungsordnung).

All das ist nun in eine Situation geraten, in der wir wieder für die Erhaltung von Freiräumen und um neue Freiräume kämpfen müssen, denn wie soll man in den rigiden und u.E. in vieler Hinsicht dysfunktionalen Ausbildungsrichtlinien des gesetzlichen Rahmens gute Therapeuten ausbilden für eine sehr hinterfragenswürdige richtliniengeregelte Psychotherapie? Hier wird man sich etwas einfallen lassen müssen! Die Berufsbezeichnung „Psychotherapeut/Psychotherapeutin“ wurde gesetzlich geschützt mit strafrechtlichen Konsequenzen, vorerst beschränkt auf die „wissenschaftlich“ anerkannten Richtlinienverfahren, für die natürlich kein formalisiertes Anerkennungsverfahren durchgeführt wurde – es böte zumindest für die tiefenpsychologischen Richtungen mit praktisch weitgehend fehlenden empirischen Effizienznachweisen keine *regulären* Chancen. Bei dieser Situation, in der wir durch unsere offen kritische Haltung nicht unbedingt überall beliebt sind, werden unsere Kreativität, Flexibilität und Widerstandskompetenz auf eine harte Probe gestellt werden.

Wir sind für diese Situation nicht unvorbereitet. In unserer Arbeit waren und sind uns stets methodische Innovationen wesentlich gewesen, theoretisch-konzeptuelle Weiterentwicklungen, klinisch relevante Forschung, *kulturkritische und politische Perspektiven*. Wir sind solchen Fragen ko-respondierend und in den letzten Jahren intensiviert in Gesprächen und Diskussionen nachgegangen, die in verschiedenen Veröffentlichungen Niederschlag gefunden haben: „Metapraxis: Die ‚Ursachen hinter den Ursachen‘ oder das ‚doppelte Warum‘ – Skizzen zum Konzept ‚multipler Entfremdung‘ und einer ‚anthropologischen Krankheitslehre‘ gegen eine individualisierende Psychotherapie“ (Petzold 1994c) oder „Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit, Kulturarbeit“ (idem 1996k) oder „Konnektivierung, Integration, Pluralität – Auswirkungen der Moderne auch im psychotherapeutischen Feld“ (idem 1998f). Das sind aus unserer Ko-respondenz hervorgegangene Texte, die unsere „persönliche Position“ wiedergeben und die als Hintergrunds- oder Begleitlektüre für diesen Band herangezogen

werden können, der sich – wieder einmal (cf. 1986a) – ideologiekritischen und kulturkritischen Fragen mit klinischer Relevanz und im therapiepraktischen Kontext zuwendet. Wir tun dies exemplarisch, in Schlaglichtern und aus einer Haltung, die dem kritischen Anliegen *Foucaults* verbunden ist, auch wenn wir keine Arbeiten in der strengen Tradition seiner Methodik vorlegen, sondern in unserer eigenen Vorgehensweise – wir sind in unserer Ausrichtung auch noch von vielfältigen anderen Quellen beeinflusst, die in unseren Texten zum Tragen kommen, und natürlich befinden wir uns in einem anderen Kontext und in einer anderen Zeit.

Zu diesem Buch

Wir wollten mit diesem Buch einige Themen für die aktuelle Diskussion in der Psychotherapie aufgreifen, Themen, die unserer Auffassung nach vermieden wurden oder die wieder und in neuer Weise aufgegriffen werden müssen. In jüngerer Zeit haben einige Autoren zu „MYTHEN in der Psychotherapie“ Stellung genommen. *Grawe* hat (1992, 1998) die Forschungsfeindlichkeit der Psychotherapeuten aufs Korn genommen und geht so weit, sie als „unprofessionelle Psychospieler“ zu bezeichnen. *Albert Ellis* (dieses Buch) greift kompakt höchst diskutabile Ideologeme auf und *R. Dawes* (1994) meint, daß Psychologie und Psychotherapie wie ein Kartenhaus zusammenstürzen, werden ihre Mythen kritisch durchleuchtet: „House of cards. Psychology and psychotherapy built on myth“. Man braucht, wie diese Autoren in ganz unterschiedlicher Weise zeigen, nur in die Theorien und in die Konzeptbildungen der traditionellen Psychotherapien hineinzugreifen, und man gerät in Fragwürdiges, Problematisches, Unbewiesenes, Behauptungen, die empirisch nicht belegt sind oder belegt werden können, oder die man offenbar durch Forschungen nicht belegen will. Oder man kommt an Halbwahrheiten – z. B. die einseitige Annahme „früher Schädigungen“ für die schweren Persönlichkeitsstörungen unter Ausblendung der Ergebnisse der Longitudinalforschung und einer „life span developmental perspective“. Unsere Beiträge in diesem Buch befassen sich immer wieder mit solchen Themen: Warum wird vom *Geburtsstrauma*, von der Schuld der Mütter gesprochen? Warum wird nicht über die Wirkung von *Beschneidung* nachgedacht und die Gewalt der Väter? Warum findet sich ein so starker Trend zum „Transpersonalen“, zu quasireligiösen Praktiken und Konzepten (neben den kryptoreligiösen) in der Psychotherapieszene? Warum haben die atavistischen Mythologeme von *Melanie Klein* derzeit solche Konjunktur? Welche „**Diskurse**“ kommen hier zum Tragen? Wie stark wirkt noch die „Macht der Magie“

(Lévi-Strauss 1979) einerseits und die „Pastoralmacht“ (Foucault 1982) andererseits in der Psychotherapie als „Nachfolgerin der Seelsorge“ und „Erbin der Schamanen“ (Frank 1963)?

Mit der Frage nach der **MACHT** ist man im Zentrum psychotherapeutischer Arbeit, die sich überwiegend als Macht/Ohnmacht-Konstellation vollzieht. Die Therapeuten bestimmen die Regeln, haben die Definitionsmacht, kontrollieren die Diskurse der *Sexualität* und der *Angst*, und wo immer dies geschieht – die Geschichte der Religionen und die Kirchengeschichte zeigt dies – hält man den **SCHLÜSSEL DER MACHT** in Händen: zu binden und zu lösen, zu segnen und zu verfluchen, zu heilen und zu verwunden. Patienten sind in der Regel an die Therapeuten, aber auch an die Therapieforscher ausgeliefert. Sie sind keineswegs „co-actors and co-scientists“, wie es Moreno (1951, 134) forderte. Therapeuten sind überdies oft genug der verlängerte Arm gesellschaftlicher Macht, das haben Berger und Luckmann (1970, 121) aufgezeigt.

„Eine erfolgreiche Therapie bringt eine Symmetrie zwischen dem theoretischen Apparat und seiner subjektiven Aneignung durch das Bewußtsein des Patienten zustande. Sie resozialisiert den Abweichler in die objektive Wirklichkeit der symbolischen Sinnwelt seiner Gesellschaft“ und das in einer Form, daß die therapeutische Theorie „jeglichen Zweifel an der Therapie seitens des Patienten oder Therapeuten in einer Weise theoretisch vorwegnehmen [kann], die einer Liquidation solcher Zweifel gleichkommt“ (ibid.).

Die **MACHT** zeigt sich in der Beziehung, in den Methoden, in den Zielen, in den Forderungen des Kontextes, in der Ausbildung von Psychotherapeuten, in der Beziehung zwischen den Therapieschulen, in der Organisation des psychotherapeutischen Kontextes bis in die Verbandsstrukturen hinein und nicht zuletzt in den von den Psychotherapeuten mitgestalteten Strukturen der Verrechtlichung. Das alles haben wir persönlich in einem Vierteljahrhundert im therapeutischen Feld erlebt.

Diese Strukturen und Manifestationen der **MACHT** werden – das ist unsere Erfahrung – zu wenig reflektiert. Die *Ideologien* der Psychotherapieverfahren selbst sind eine gigantische Apparatur der **MACHT**, und deshalb müssen sie untersucht werden, wieder und wieder. Hier liegt – das ist unsere Überzeugung – eine zentrale Verantwortung von Psychotherapeuten. Aus diesem Grunde – und das ist eine sehr persönliche Position – haben wir dieses Buch gemacht und ihm den Dialog von *Deleuze* und *Foucault* als Prolegomena vorangestellt. Dabei geht es uns keineswegs um die *Ideologie einer ideologiefreien Therapie*, sondern um die *Pluralität* therapeutischer Paradigmen, die in einer „transversalen“ Zeit sich pluralisierender *lifestyles* unverzichtbar sind. Therapie wird diese *Lifestyles* in Zukunft in Diagnostik und Behandlungsmethodik vermehrt berücksichtigen müssen (Müller, Petzold 1998). *Foucault* hat schon darauf hingewiesen, daß „die

Suche nach Existenzstilen, die so verschieden wie möglich sind“, Ausdruck der „zeitgenössischen Suchbewegungen sind“ (in: *Mazumdar* 1998, 496), und man kann seine Aussage, die er über Moralförmlichkeiten macht, voll auf die Situation der Psychotherapie übertragen: „Die Suche nach einer Moralförmlichkeit, die für jeden akzeptierbar wäre – in dem Sinn, daß jeder sich ihr unterwerfen müßte –, erscheint mir entsetzlich“ (ibid. 497). Psychotherapien sind u.a. Manifestationen von Moralförmlichkeiten, wie die Analyse ihrer expliziten und impliziten theoretischen Grundpositionen und ihrer Praxen unschwer zeigt. Man muß unter dieser Perspektive das „Zwei-Konfessionen-System“ der bundesdeutschen Psychotherapie oder die Vision einer „allgemeinen Psychotherapie“ (*Grawe et al.* 1994) betrachten, um die Zwangsqualität für die Patienten durch die Beschneidung von Behandlungsmöglichkeiten zu ermessen, durch die Ausgrenzung etwa von Psychodrama, Körpertherapie, Kunsttherapie aus dem Kanon *lizenzierter* Verfahren.

Uns geht es weiterhin um die *Transparenz von Ideologien* – Therapeuten als Therapieanbieter und Patienten/Klienten als Therapiebenutzer und die Öffentlichkeit sollten um die jeweiligen *Ideologien* der Therapieschulen wissen. Die „professional community“ der Psychotherapeuten sollte für solche Offenlegung und für die Bearbeitung der damit verbundenen *Legitimationsfragen* engagiert sein in Kooperation mit der „scientific community“ sowohl der Wissenschaftsphilosophen als auch mit der der Psychotherapieforscher, denn jeder seriös informierte Richtlinienpsychotherapeut weiß heute: Jedwede *Hegemonieansprüche* sind aus wissenschaftstheoretischer und konstruktlogischer Sicht beim gegenwärtigen Stand der Theorienbildung und aus empirischer Sicht beim aktuellen Stand der Therapieforschung im Feld der Psychotherapie unangebracht, wissenschaftlich unseriös und – diese Konklusion muß dann gezogen werden, auch wenn man das nicht gerne hört – *unethisch*. Im gesamten Bereich der Psychotherapie werden noch viele Anstrengungen notwendig sein, um zu fachlich und ethisch integeren Positionen und Formen des Umgangs zu kommen, und zwar kontinuierlich, denn *Legitimationsfragen* können nicht ein und für allemal beantwortet werden, sondern müssen mit wechselnden Bedingungen in der Gesellschaft und in den Weltverhältnissen neu gestellt und neu beantwortet werden.

Wir haben diesem Buch folgende Schwerpunkte gegeben:

I. „Ideologien und Mythen in der Psychotherapie“

Als *Präludium* gleichsam werden diesem Schwerpunkt die provokativen, zuweilen auch plakativen THESEN von *Albert Ellis*, dem Begründer der „Rational-Emotiven Therapie“ (RET), vorangestellt. Man sollte seine Polemik nicht leichtfertig abtun. Deshalb die Frage des folgenden Beitrages von *Petzold*: „Soll Psychotherapie weiterhin schulengebundene Ideologie bleiben oder sich zu einem methodenübergreifenden, integrativen Ansatz entwickeln?“ – was keineswegs bedeutet, daß hier keine Differenzierungen und plurale Wege der Konzeptualisierung und der Praxis mehr möglich wären. *Einem derartigen Uniformitätsmythos muß man eine strikte Absage erteilen, denn moderne Psychotherapie gründet in der Dialektik von Differenzierung und Integration, die Überschreitungen, Kreation möglich macht.* Das ist als Konklusion aus dem Beitrag von *H. Petzold* zu ziehen.

Die Fragen, die *Klaus Grawe* vor dem Hintergrund der empirischen klinisch-psychologischen Forschung stellt und zu beantworten sucht, die Forderungen nach einer forschungsbegründeten „*psychologischen Psychotherapie*“, unterschreiben wir vollauf, auch wenn wir in einigen Positionen andere Akzente setzen. *Grawes* Postulat: „*von der Konfession zur Profession*“ ist mit dem – unverzichtbaren – Rekurs auf die Ergebnisse der psychologischen und neurowissenschaftlichen Forschung, der empirischen qualitativen und quantitativen Psychotherapieforschung allein nicht ausreichend begründet. Es wird von uns mit diesem Buch – über die positivistische Perspektive von *Grawe* hinausgehend – sein Postulat in unseren Texten aus *ideologiekritischer* Sicht aufgegriffen u.a. mit den Fragen: Wie weit ist Psychotherapie noch emanzipatorische Praxis? Wo verschwimmen die freien *Diskurse des Subjekts* in Normalisierungsprozessen? Wo ist Psychotherapie selbst Strategie der Unterwerfung, Entfremdung, der Verblendung und des Obskurantismus? Mit dem Modell einer „*metahermeneutischen Triplexreflexion*“ (S. 112) wird ein Instrument angeboten, diskursanalytisch und dekonstruktivistisch Psychotherapie als Disziplin selbst zu reflektieren – wir stehen hier in der Tradition von *Foucault, Deleuze, Ricoeur* und *Derrida*, Denker, die wir in den 60er Jahren bis in die 70er noch selbst hören konnten.

Einige Fragen, die der kurze, oft krude *Ellis*-Beitrag aufwirft, werden dann von *Ilse Orth* und *Hilarion Petzold* in ihrem Beitrag „*Kritische Überlegungen zu offenen und verdeckten Ideologemen in der Psychotherapie*“ vertieft aufgegriffen. Insbesondere wird den Fragen nach der *Beziehungsgestaltung* in der Psychotherapie, nach der Regression und der Behandlung von „*Frühstörungen*“ durch „*Reparenting-Strategien*“ nachgegangen, weiterhin den Moden der „*neuen Heilslehren*“ in der Psychotherapie. Dabei werden neben psychoanalytischen und tiefenpsychologischen Konzepten auch Ideologeme, die im Rahmen der

„humanistischen“ sowie „transpersonalen“ Therapieverfahren und teilweise auch bei Therapeuten und Therapeutinnen der von den Herausgebern entwickelten „Integrativen Therapie“ Verbreitung haben, thematisiert. Das Ziel: infantilisierende Regressionskonzepte aufzudecken und zu einem differentiellen Gebrauch von therapeutischen Heuristiken – z.B. von Parenting-Strategien (so sie denn indiziert sind) – zu gelangen. Der Text zeigt eine Vielfalt von MYTHEN und ideologischen Strömungen im Feld der gegenwärtigen Psychotherapie auf und versucht, einige ihrer Hintergründe offenzulegen. Wir haben solche Untersuchungen immer wieder vorgenommen, z.B. in unserem Beitrag zur „Psychodynamik der Devolution“ (Petzold 1986h), der sich u.a. mit den „alten und neuen Mythen“ des Heils und der Illusion der „vom Wesen her“ *guten Natur* des Menschen befaßt oder in dem Text „Vom Mythos der ‚alternativen Gestalttherapie‘ und des ‚gestaltischen Lebens‘“ (Sieper 1987), in dem wir die Psychokultur der Gestaltszene, ihr „herrgöttliches Autonomie-Ideal“ (vgl. das „Gestalt-Prayer“ von Fritz Perls 1969), einen psychotherapeutisch geleiteten Lebensstil kritisieren: „Gestaltlich leben? Sind wir eine Kirche? Lebt man psychoanalytisch oder psychodramatisch oder transaktionsanalytisch? – Welch eine Horrorvorstellung!“ (Sieper 1987, 98). Wir haben den verlogenen „Jargon der Betroffenheit“, die „echauffierte Empörung“ in der Psychoszene angeprangert und ihre Funktion für diese Szene aufgezeigt (Petzold 1996j, 378f). Immer war uns dabei die kontextualisierte Betrachtung und die Analyse des historischen Zusammenhanges wichtig, durch die oft Wesentliches zu Tage tritt, wie etwa in dem Beitrag von Petzold und Frühmann (1986) – ursprünglich ein Nachwort zu einem zweibändigen Sammelwerk über Gruppenpsychotherapie –, wo unser Quellenstudium uns zeigte, wie Zeitgeist und situative Kontexte zur Formierung von therapeutischen Ideologien mit jahrzehntelangen Nachwirkungen führen können. Wir konnten dokumentieren, wie Grundannahmen „moderner“ Formen der Gruppenpsychotherapie am Ende des Zweiten Weltkrieges entwickelt wurden: unter Kriegsbedingungen von psychoanalytisch orientierten Militärpsychiatern (Main, Bion, Rickman, Foulkes u.a.) in Lazaretten für an der Front dekomensierte Soldaten, um sie wieder „kriegsverwendungsfähig“ zu machen (Freud [1920/1972, 939ff] hatte schon in seinem Gutachten zum Wagner-Jauregg-Prozeß die Psychoanalyse gegenüber der „Behandlung“ mit Starkstromstößen, eine euphemistisch als „Elektrotherapie“ gekennzeichnete Behandlungsmethode des Ersten Weltkrieges mit gelegentlicher Todesfolge, als den besseren Weg für die Wiederherstellung von Frontneurosen angepriesen, denn: Neurotiker sind Simulanten, *ibid.*). Wir konnten deutlich machen, wie diese besondere Situation zu konzeptuellen Artefakten führte, die bis heute unhinterfragt in der analytischen Gruppenpsychotherapie als *theoretischer Fundus* für die Praxis gel-

ten – zum Nachteil von Patienten, die Opfer von Settingartefakten werden. Dies also einige Beispiele aus unserer psychotherapiekritischen Arbeit.

Im übrigen: Eine empirische Überprüfung der Grundannahmen *Bions* (1941/1971), der Effekte seines Führungsmodells („Disziplin, wie sie ein erfahrener Kommandeur eines etwas verlotterten Bataillons an der Front zustande bringt“, *ibid.* 8f) und der Behandlungserfolge seines Therapiemodells aus Kriegszeiten – im Kontrollgruppensdesign versteht sich – hat nie stattgefunden, obwohl das Ziel, das *Bion* sich steckte, von seinem Ansatz durchaus hätte erreicht werden können: „Menschen mit Selbstachtung [hierwar militärische Selbstdisziplin gemeint, s.c.] heranzubilden, die sozial angepaßt und daher bereit sind, Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft zu übernehmen, im Kriege wie im Frieden“ (*ibid.* 8f). Hier müssen zweifelsohne *psychotherapeutische Ideologiekritik* und *empirische Psychotherapieforschung* auf den Plan treten. Zwar sollen die Ergebnisse psychoanalytischer Gruppentherapie nicht so überzeugend sein (*Grawe et al.* 1994): Aber was ist, wenn dieses Behandlungsprogramm einer an *Bions* Grundannahmen orientierten Gruppenpsychotherapie mit den von *Bion* formulierten Anpassungszielen *tatsächlich* funktioniert? Man muß das unbedingt überprüfen 😊 !

Vieles müßte in der Psychotherapie sorgfältig durch Forschung überprüft werden, viele durchaus problematische Konzepte und Praktiken. *Klaus Grawe* (1992, 1998, *idem et al.* 1994) hat denn auch die psychotherapeutischen Praktiker – aller „Schulen“ – mit dem Faktum konfrontiert, daß ihnen offenbar nicht sonderlich an der wissenschaftlichen Fundierung ihres Tuns zu liegen scheint. Es fehlt offenbar weitgehend ein Bemühen, das eigene Handeln in der Therapie zu hinterfragen, kritisch empirisch zu untersuchen, um damit zum Wohl der Patienten die Praxis der Psychotherapie solide zu fundieren.

Auch wir sehen die Verpflichtung zu *quantitativen* und *qualitativen* Untersuchung von Therapien und Therapieausbildungen – nicht zuletzt unter *schicht- und genderspezifischen* Fragestellungen – und haben hierzu immer wieder Beiträge geleistet (*Petzold, Märzens* 1999; *Petzold* 1998h; *idem, Hass, Märzens* 1998; *idem, Märzens, Hass, Steffan* 1999), weshalb wir Genderfragen in diesem Band nicht vertieft aufgreifen. *Klaus Grawe* war diese empirische Absicherung psychotherapeutischer Interventionen im Sinne einer sorgfältigen Qualitätssicherung (cf. sein Vorwort zu *Laireiter, Vogel* 1998) stets ein zentrales Anliegen. Einer der Autoren dieses Textes (*Petzold*) war von 1980 bis 1989 Gastprofessor an *Grawes* Abteilung in Bern und hatte durch Supervision mit dem Therapeutenteam der „Praxisstelle“ Einblick in das engagierte Bemühen, eine fundierte Behandlung für Patienten zu entwickeln, die offen für Einflüsse aus anderen Orientierungen und Schulen waren (wie meine langjährige Lehrtätigkeit als „*experientiell orientierter*“ Psychotherapeut an dieser „*verhaltenstherapeutischen*“ Abteilung in Bern zeigt). Wir gehen in diesem Band über das Bemühen um empirische Fundierung von Therapie hinaus, wenn wir die *ideologiekritische Reflexion* als weitere zentrale Perspektive der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung heranziehen – nicht gegen die *nomothetische* Perspektive (*Fäh, Fischer* 1998),

sondern vor ihrem Hintergrund und in ihrer Ergänzung (cf. Petzold, Orth, Sieper 1995) im Sinne eines breiten Verständnisses von Wissenschaft (Pohlen 1999).

II. „Psychotherapie, Ideologie und MACHT“

Dies ist ein weiterer Schwerpunkt des Bandes. Wir haben ihm wiederum einen Präambeltext vorangestellt: ein Interview, das mit Paul Parin geführt wurde, der für uns zu den wenigen gehört, die heute noch die „andere Stimme der Psychoanalyse“ verkörpern. Er weist auf die normierende Macht psychoanalytischer Ausbildungsinstitutionen hin, die Adaptierungen erzwingen und „angepaßte oder überangepaßte Angehörige einer Machtinstitution“ produzieren, „kaum mehr in der Lage, Menschen aus anderen Kulturen, auch aus anderen Klassen zu verstehen“ (ibid.). Dies erweist sich eklatant auch in den Texten der „Ausbildungs- und Prüfungsordnung“ (verabschiedet Dez. 1998) für die Richtlinienverfahren im Rahmen des deutschen Psychotherapiegesetzes, die bildungspolitische Mittelalter präsentieren: ein autoritäres Ausbildungs- und Prüfungssystem, dem alter technischer Hochschulen vergleichbar, das hinter die Hochschulrahmengesetze und Erwachsenenbildungsgesetze zurückfällt: mit Schulnotensystemen (§ 11), bei Versäumnissen aus „wichtigem Grund“ trifft der Vorsitzende der Prüfungskommission die Entscheidung darüber, ob ein solcher wichtiger Grund vorliegt (§ 14, für andere autoritäre und dysfunktionale Regelungen siehe §17.2, 18.5 etc.). Mitwirkungsmöglichkeiten von Dozenten und Ausbildungskandidaten (ein Muß im Erwachsenenbildungsgesetz z.B. des Landes Nordrhein-Westfalen) sind nicht vorgesehen, obwohl die Psychotherapieausbildung eine Weiterbildung von berufserfahrenen, erwachsenen Menschen mit einem vollen akademischen Studium ist. Es werden rigide, theoretisch und didaktisch nicht begründete oder durch moderne Ausbildungs- (Ambühl et al. 1998; Petzold, Hass, Märzens 1998) und Qualitätssicherungsforschung (Laireiter, Vogel 1998) abgesicherte curriculare Schritte vorgegeben, ein bürokratisiertes Konglomerat altbackener Versionen traditioneller psychoanalytischer Ausbildungen, die individualisierte Entwicklungen behindern bzw. verunmöglichen. Das haben die Funktionäre der Richtlinienverfahren – offenbar unfähig zu geschichtsbewußten, machttheoretischen und tieferen psychologischen Meta-reflexionen und mit einem technokratischen Verständnis von Psychotherapie geschlagen – sich und der ganzen Profession eingebrockt, ein Zerrbild von dem, was die Großen der Psychotherapie von Freud und Moreno bis Kohut, Rogers, Gendlin und Beck für diese Profession und die sie Ausübenden konzeptualisiert hatten.

Orth, Petzold und Sieper⁷ gehen in ihrem Beitrag allgemeinen machttheoretischen Fragen nach, um vor diesem Hintergrund das Thema „**MACHT** in der Psychotherapie“ zu bearbeiten, denn ohne eine generelle machttheoretische Diskussion, in der Positionen gewonnen werden, kann man sich der Machtfrage in der Psychotherapie nicht in ausreichender Weise nähern. Der Beitrag läuft auf die Forderung hinaus, daß die strukturelle Machtsituation, die mit der „Hermetik des therapeutischen Raumes“ gegeben ist, *perforiert* werden muß, und zwar über Supervision und Intervision hinaus, *die oft genug nur der Bestätigung der eigenen Fehlauflassungen und Vorurteile in den psychotherapeutischen Schulen durch schulenspezifische Supervision dient*. Es wird die Forderung erhoben, daß Patienten, wenn sie in der Psychotherapie mit ihrem Therapeuten keine Möglichkeiten des Weiterkommens mehr sehen, das Recht haben sollten, Supervision für die gemeinsame Situation in der Therapie zu verlangen, handelt es sich doch in der Regel um Erwachsene und mündige Menschen, deren Reflexionsfähigkeit man – trotz der entmündigenden und letztlich repressiven „Grundregel“ *Freuds* – so hoch angesetzt hat, daß sie für eine reflexive, *einsichtsorientierte* Therapie geeignet erscheinen. Dysfunktionale Therapeutenmacht könnte durchbrochen werden, wenn die „*Unterstellung der Mündigkeit*“ zur Möglichkeit fruchtbarer gemeinsamer Supervision bei Schwierigkeiten im Interesse des therapeutischen Prozesses und der Gesundheit des Patienten/der Patientin führen könnte (und natürlich zur Vermeidung von Fehlbehandlungen und unangemessenen Therapiestrategien durch die behandelnden Therapeutinnen und Therapeuten). Die Probleme haben wir an anderer Stelle in einem Beitrag zum Thema „Anonymisierung und Schweigepflicht“ für den Kontext der Supervision (Petzold, Rodriguez-Petzold 1997; idem 1998a, 191-212) bearbeitet.

III. Psychotherapie als Kulturkritik, Kulturarbeit und engagierte Praxis mit Patientinnen und Patienten

Mit diesem letzten Schwerpunkt des vorliegenden Bandes wird der kritische Blick nochmals auf die Psychotherapie und ihre Praxis selbst gewandt: Denn es ist nicht damit getan, das Machtthema zu problematisieren. Es müssen neue Wege der Praxis gefunden werden, aber auch neue Formen theoretischer Konzeptualisierung, die *Gesellschaftsarbeit in kulturkritischer Absicht* (Blankertz 1998), Beziehungsarbeit im Raum des Zwischenmenschlichen, Identitäts- und Gewissensarbeit (Petzold 1991o) im Raum des Persönlichen zusammenbinden. Einen solchen Weg zu beschreiten, versucht der Beitrag über „die Andersheit des Anderen“ im Rekurs auf die Philosophie von *Emmanuel Lévinas*. Neben den

Intersubjektivitätstheorien von *Gabriel Marcel* und *Jürgen Habermas* gibt es kaum einen Ansatz, der sich zur Reflexion therapeutischen Beziehungsgeschehens besser eignet, als die Gedanken von *Lévinas*. Sie stellen in sehr radikaler Weise die Struktur des psychoanalytischen Settings und der Mehrzahl der psychotherapeutischen Ansätze in Frage und bieten zugleich eine Alternative, die wesentlich profunder ist als das gefällige „Ich und Du-Konzept“ von *Buber*. Die Radikalität, mit der *Lévinas* die *Andersheit des Anderen* respektiert und zeigt, wie sie Bedingung der eigenen Identität ist, seine *Ethik des Zwischenmenschlichen* weist eine neue Möglichkeit auf, Grundlagen psychotherapeutischer Ethik zu entwickeln.

Mit diesem Text und anderen ideologiekritischen Arbeiten unseres Kreises (*Petzold* 1986h, 1987d, 1994c, 1996j, 1998e,f; *Sieper* 1987; *Zaepfel, Metzmacher* 1998) betrachten wir *Psychotherapie als Kulturphänomen*, als Zivilisationstechnik und – zuweilen – als Strategie der *Kolonisierung*, ganz wie es die gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, der Zeitgeist und das Machtstreben von Interessengruppen und Einzelpersonen konstellieren. Wir sind von den Einflüssen derartiger Kräfte nicht unabhängig. Sie motivieren uns, prägen uns, fördern und beschädigen uns, zwingen uns, den *kulturellen Diskurs* immer wieder zu reflektieren. Beispielfhaft sei auf die kulturellen Strukturerschütterungen der vergangenen Jahre verwiesen: die kriegerischen Auseinandersetzungen in Jugoslawien, von denen wir durch unsere Ausbildungsgruppen in diesen Ländern und durch Projekte mit Traumaopfern (*Josic, Petzold* 1996) betroffen waren, oder den 100jährigen Geburtstag von *Wilhelm Reich*, das Erscheinen der Tagebücher von *Goebbels* und *Klemperer* und die in den vergangenen Jahren aufgebrochene Diskussion über das Deutschland des „Dritten Reiches“. Dieses alles sowie andere Anstöße führten zu Reflexionen über „Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit und **Kulturarbeit**“ (idem 1996j), wobei versucht wurde, einen Einblick in die Werkstatt des eigenen Denkens, den Prozeßeigener *Identitätsarbeit* zu geben, persönliche Vorstellungen und eine persönliche Situation aufzuzeigen, Materialien, die wir – *Ilse Orth, Hilarion Petzold* und *Johanna Sieper* – *koreflexiv* diskutiert haben. In diesen **Ko-responsendenzen** präzierte sich unser Konzept der „Psychodynamik der Devolution“ (idem 1986h) durch die erneute Auseinandersetzung mit *Foucaults* Humanismuskritik, mit *Leibowitz* (1990) und *Berlin* (1996), und unsere „*desillusionierte Anthropologie*“ (*Petzold* 1996j, 407), die sich den Schattenseiten des menschlichen Wesens stellt, wurde uns noch einmal bestätigt: Der Mensch hat höchst aggressive und destruktive Tendenzen, die sich in seiner Entwicklung vom Aasfresser (das war der *homo habilis*) zum belliziösen Cromagnontypus offenbar verschärften hin zu dem über seine gesamte Geschichte bis in die Gegenwart erobernden, raubenden, plündernden, mordenden *homo „sapiens“*,

der erst in allerjüngster Zeit ein wenig zivilisiert worden ist. Doch der Film der Zivilisation ist dünn (idem 1985h).

Er hat Möglichkeiten zum Guten, aber muß diese Möglichkeiten auch *wollen*, für sie erhebliche Verzichtleistungen erbringen, denn: „*Schwer ist es, gut zu sein*“, wie schon *Pittakos von Mytilene*, einer der Weisen von Athen, wußte, aber *es ist möglich, gut zu sein!* Eine solche Position ist keine kulturpessimistische, sondern eine, die mit *Freimut* die eigene Natur betrachtet und bereit ist, sich der Herausforderung zu stellen, die uns die Bewältigung und Steuerung der eigenen Strebungen der Macht und des Begehrens und ihrer aggressiv-destruktiven Durchsetzungsstrategien abverlangt im Sinne einer Selbstkonfrontation und Selbstüberwindung einerseits und eines mutigen Ansprechens, Einmischens und Eintretens, wo Menschen ihren zerstörerischen Impulsen freien Lauf lassen andererseits. „Die Parrhesie (offene Sprache) ist das Kennzeichen der Freiheit. Das Risiko dabei liegt in der Wahl des richtigen Zeitpunkts“ (*Demokrit, Diels, Kranz* 1961, 68B, 226). Seit *Nietzsche* ist eine solche, nichts beschönigende Sicht des Menschen auf den Menschen im Diskurs der Moderne wieder zugänglich und findet sich an ihn anschließend – gebrochen zwar, wenig kämpferisch, leibfern und einseitig verdüstert – auch bei *Freud* (trotz seiner Dementis, was Nietzsche-anische Einflüsse anbelangt). Die Konfrontation des Menschen mit *seiner Natur*, ohne ekklesiale Straf- und Verdammungsdrohung (die Bändigung seines Gewaltpotentials durch Gewaltandrohung, Höllenstrafen oder hochnotpeinliche Befragung) muß von den Kulturwissenschaften Philosophie, Soziologie, Psychotherapie immer wieder mit neuem Ernst aufgegriffen werden, wie das Werk *Foucaults* zeigt. Wir haben mit diesem *ernüchterten* anthropologischen Konzept, das unseren Ansatz von seinen Anfängen an kennzeichnete, die Grundlagen unserer Position *engagierten Handelns für Menschen* fundiert und waren dadurch immer schon von dem Rosarot-Optimismus der „Humanistischen Psychologie“ unterschieden und auch ihr gegenüber skeptisch (*Petzold* 1977q), obgleich die verdeckten Probleme dieser Richtungsansätze Anfang der siebziger Jahre noch nicht so klar waren wie heute und obwohl wir natürlich auch Ansätze sehen, wie die Entwicklungen bei *Ruth Cohn*, die das individualisierende Paradigma zu überwinden bestrebt sind. Auf jeden Fall hatten und haben wir unser *Engagement* nicht nur auf das Altruismus-Argument (z.B. mit Blick auf *Kropotkin* oder *Tolstoi*) gegründet, sondern uns entschieden, uns für Menschen einzusetzen, *aus dem Willen, nicht an ihnen zu verzweifeln, aus der Angst vor der menschlichen Destruktivität und aus Liebe zu den wunderbaren Seiten, die Menschen auch haben können, nicht zuletzt aber auch aus der Einsicht, daß niemand da ist, der den Menschen unter Artenschutz stellen kann* (cf. idem 1986h, 100), und wir deshalb die „*Sorge um uns selbst*“ (wir fassen diesen Term breiter als *Foucault*) selbst in die Hand nehmen müssen.

Hier liegen für uns wichtige Motivationen zu unserer Psychotherapiekritik insgesamt und in der **Integrativen Therapie** im besonderen, die als *Verfahren* mit ihren Protagonisten und Praktizierenden in die Bedingungen der gesellschaftlichen Realität eingebunden ist und in die von diesen Bedingungen bestimmte Textur des psychotherapeutischen Feldes. Sie partizipiert und leidet deshalb auch an den Problemen dieser Gesellschaft und dieses Feldes wie alle anderen Psychotherapieverfahren (ganz gleich, ob sie sich dieser Zusammenhänge bewußt sind oder nicht). *Wir können und wollen uns deshalb über keinen anderen Ansatz der Psychotherapie erheben, auch und gerade, wenn wir Positionen dieser Ansätze kritisieren.* Es sei wiederholt: Bei unserer Kritik handelt es sich um „kritische Anfragen“, Fragen nach den „Ursachen hinter den Ursachen und den Folgen nach den Folgen“, „parrhesiastische Konfrontationen“, die nicht den Gestus der Abwehr provozieren wollen, sondern die nachdenkliche Überlegung: „Was könnte an dieser Kritik zutreffen, und was können wir von ihr und durch sie gewinnen?“ Indem wir unsere eigenen Ideologien offenlegen, machen wir uns selbst kritisierbar, ja, angreifbar. Auch wir müssen uns „nach den Ursachen hinter den Ursachen“ und den „Folgen nach den Folgen“ fragen und fragen lassen – auch und gerade, weil man keine letztendlichen Antworten erhalten wird.

Diese Frage nach dem „doppelten Warum“ macht Psychotherapie zur *Metapraxis*, zur *Kulturarbeit*, die für das Heiler-Werden und die Gesundheit des Gemeinwens wie des Einzelnen, für Gesellschaftsarbeit wie für klinische Therapie – und an erster Stelle für die *permanente Arbeit an sich selbst* – fruchtbar werden kann. Man mag den Beiträgen im vorliegenden Band zustimmen oder nicht, was die vorgetragenen Theorien, Theoreme, Konzepte, Ideologien oder die ideologischen Hintergrundpositionen anbetrifft. Hier ist sicher vieles kritisierbar, und es gibt ganz ohne Zweifel auch andere wichtige und fruchtbare Möglichkeiten der Konzeptualisierung. Es finden sich in diesem ganzen Buch – davon gehen wir aus, denn wie sollte es anders auch möglich sein? – Einseitigkeiten, zweifellos auch Positionen, die man als fehlerhaft oder falsch ansehen oder gar erweisen kann. Man kann sich hier an Detailkritik verschwenden oder *in der Sache* kritisch hinschauen um der eigenen Positionen willen. Denn: „Was man auch tut, immer macht man Fehler und der Menschen Verzeihung dafür zu erhalten, ist nicht leicht“ (*Demokrit*, in: *Diels, Kranz* 1962, 68B 235). Von manchen will man sie auch gar nicht! Wir sind uns denn auch bewußt, daß wir den Unmut oder gar den Haß der Zeloten und Orthodoxien auf uns ziehen werden, wo man uns nicht mit Nichtbeachtung oder Banalitätsattributionen zu übergehen können glaubt, Leuten, die so dogmatisch sind, daß sie nicht zu verstehen versuchen, was wir meinen, geschweige denn, daß sie es interessant fänden (wir haben diese Erfahrungen leider schon verschiedentlich machen müssen und erinnern in

diesem Zusammenhang an die z. T. in einem unsäglichem Stil geführten Debatten mit und um *Grawe* und seine Positionen).

Mit Bezug auf das zuerst zitierte *Demokrit*-Fragment, denken wir, daß gerade jetzt ein „richtiger Zeitpunkt“ ist, den Mund aufzumachen und die Fragen zu Macht, Mythen, Ideologie zu thematisieren, denn sie bieten einen fragwürdigen Hintergrund für die „wissenschaftlich anerkannte“ Psychotherapie, die Stimme zu erheben, weil die Psychotherapie hierzulande durch die restriktiv reglementierende „Qualität“ des Psychotherapiegesetzes, die ressourcenvermindernden Entwicklungen des Gesundheitswesens, die Regelungen der Richtlinientherapien und der künftigen Psychotherapieausbildungen *in eine Gefahr geraten ist, deren ganzes Ausmaß von der Mehrzahl der Psychotherapeuten noch gar nicht ermessen wird*: die Gefahr einer Disziplinierung durch die Macht der Bürokratie, der Verödung durch Überreglementierung, der Verarmung durch Hegemonialstrukturen, der Verdinglichung durch „kostenoptimale“ (= leistungsminimale) Therapiebedingungen, der Übermedizinisierung durch dominierende Pathologieorientierung usw., bei der die Freiheitsdiskurse und die Zwischen- und Mitmenschlichkeit auf der Strecke zu bleiben drohen (*Petzold* 1998i). Damit muß sich jedes Verfahren und jeder Therapeut und jede Therapeutin konfrontieren, und es müssen Gegenstrategien entwickelt werden. Wir sind überdies neugierig auf die Resonanzen zu unseren Überlegungen, auf die Entwicklungen im Felde, die *Bewegungen*, die entstehen werden, denn wir sind selbst in Bewegung (*Petzold* 1989h), offen für *Ko-responsenzen* (idem 1991e) über unsere theoretischen und klinischen Standpunkte und die anderer Orientierungen. Wir arbeiten weiter, verarbeiten Neues, sind bereit, uns zu revidieren, denn wir sind von der *transversalen* Qualität des Lebens, von der Pluralität der Lebensformen in allen Bereichen – auch dem der Psychotherapie – und von der Dysfunktionalität alleinseligmachender *Metaerzählungen* (*Lyotard* 1986) – seien sie psychoanalytisch, gestaltisch oder integrativ – überzeugt:

„*Transversalität kann zum elementaren Modus von Lebensformen werden. Man erfährt und denkt dann in Übergängen. Und man weiß, daß man sich in ihnen nicht verliert, sondern gewinnt, und daß man dabei übereinstimmungsfähiger wird mit Dingen und Menschen, daß man dadurch auch in sich reicher und bei aller Vielfalt einträchtiger werden kann*“ (*Welsch* 1996, 948).

Das Wesentliche, worauf es uns bei unseren Arbeiten in diesem Buch und in anderen Publikationen ankommt, liegt nicht in der okkasionellen Kritik einzelner Positionen, sondern in unserem grundsätzlichen *methodischen* Zugang, plurale Wirklichkeit zu *konnektivieren*, nach den „*Ursachen hinter den Ursachen*“ und den „*Folgen nach den Folgen*“ zu fragen, systematisch, wieder und wieder, störrisch zuweilen, denn man darf diese Fragen nicht aufgeben und nicht an ihnen verzagen. Das, was erreicht wird, man in einem kurzen Menschenleben errei-

chen kann, sind wahrscheinlich immer nur kleine Schritte, die ihren Sinn haben, weil es viele Beiträge dieser Art – nicht nur im Feld der Psychotherapie – gibt. Die Psychotherapie selbst ist ohnehin ein nicht so bedeutender Bereich des gesellschaftlichen Lebens (wo sonst kann sich ein Berufsgesetz über zwanzig Jahre hinziehen?). Sie kann – auch wenn Psychotherapeuten dies des öfteren anderssehen oder *Habermas* gar von einer „Therapeutokratie“ in der modernen Gesellschaft gesprochen hat – eher bescheidene Beiträge leisten. Wir haben „immer die Hybris der Psychotherapeuten kritisiert, die in narzißtischer Selbstüberschätzung sich für den Nabel der Welt halten und meinen, mit psychotherapeutischen Theorien und Konzepten die wirklich schwerwiegenden Probleme des Lebens oder gar der Gesellschaft lösen zu können. Größenphantasien!“ (*Sieper* 1987, 98). Ihre Beiträge können – richtig gewichtet – dennoch nützlich sein, wenn sie aus einem „Mut zur Bescheidenheit“ (*Petzold* 1994b) heraus erfolgen und in Kooperation mit anderen kulturkritischen Kräften, denen es um eine freiheitliche und solidarische Gesellschaft geht. Anfangen müssen Therapeuten hier an dem für sie unmittelbarsten Ort der *Gesellschaftsarbeit*, *der Arbeit*, *Zusammenarbeit mit ihren Patienten*.

Die Klientelisierung, Parentifizierung, Infantilisierung und die durch „wohlmeinende“ Fürsorglichkeit oft verdeckte, aber damit faktisch praktizierte Geringschätzung von Klienten/Patienten, was ihre Mündigkeit und Souveränität anbelangt, durch viele, allzu viele Psychotherapeuten und durch Ideologeme psychotherapeutischer Schulen müssen als ein allzu verbreiteter Dünkel, wenn nicht gar als Schlimmeres gesehen werden, und Positionen wie die von *Ruth Cohn* mit ihrem zugewandten, partnerschaftlichen Ansatz sind echte Lichtblicke. Dieser Dünkel kommt der abwertenden Haltung der „Gesunden und Normalen“, psychische Störungen betreffend, entgegen. Er wird unterstrichen durch Tendenzen zur „Selbststigmatisierung“ bei Patienten, die z. B. ihre depressive Erkrankung als „Makel“ sehen. Die unmögliche Situation der von **1978-1998** nicht gelungenen Psychotherapie-Gesetzgebung, das Faktum, daß ausgerechnet bei der Psychotherapie, bei seelischen Erkrankungen Politiker die Frage der Zuzahlung aufs Tapet bringen und Psychologenverbände im Prozeß der Verhandlungen – die Solidarität mit ihren Patienten verlassend – bereit waren, diese Zuzahlung zu akzeptieren und damit zur Stigmatisierung beizutragen, dieses Faktum wiegt schwer. Genauso unglaublich ist die Tatsache, daß es für psychisch Erkrankte, für *Psychotherapiepatienten*, keine potenten Interessenverbände, Patientenverbände gibt (wie etwa im onkologischen oder rheumatologischen Bereich oder bei Operationsgeschädigten), die bei den verschiedenen Hearings zu diesem Gesetz hätten gehört werden können – sofern man sie geladen hätte. Es ist erstaunlich, betroffenmachend, daß weder der Gesetzgeber noch die Fachverbände der Psychotherapeuten, Psychologen oder Ärzte eine

repräsentative Befragung der zahllosen – erfolgreich und nicht erfolgreich – behandelten Patienten vorgenommen haben, welche Formen, welche Verfahren und Modalitäten der Behandlung sie denn aufgrund ihrer z. T. langjährigen Erfahrungen mit Psychotherapie in einem Gesetz geregelt haben wollen. Die umfangreiche „Consumer Report Studie“ (Seligman 1996) zeigt, daß eine solche Erkundung des „Patientenwillens“ durchaus möglich ist. – Wären es Coronarpatienten ..., ja dann ..., aber wer ist an der Meinung „psychisch Kranker und Gestörter“ interessiert – des Prokuristen mit Panikattacken, des Anwalts mit Depressionen, der Mutter von vier Kindern mit Migräne, der Facharbeiterin mit der Agoraphobie ... alles mündige Bürger, Wahlberechtigte, aber Psycho-Patienten! Wir wollen mit unserem Text „Patienten als Partner“ (S. 363ff) für diese zentrale Frage sensibilisieren.

Therapeuten können sehr oft von ihren Patienten lernen, was Menschlichkeit, Toleranz, Lebensklugheit, Umgang mit schwerem Schicksal, Engagement für Mitmenschen, politische Bewußtheit anbelangt. Auch deshalb sollten Therapeuten bescheiden sein. Der Text von Foucault und Deleuze (dieses Buch) unterstreicht die Bedeutung der Bescheidenheit in bezug auf unsere Theorien und in bezug auf unsere Praxis, deren Wichtigkeit und Richtigkeit „viel partieller und fragmentarischer“ ist, als wir oftmals in der Psychotherapie annehmen. Die Kooperation mit den Patienten, die Bereitschaft, auf ihre Diskurse zu hören, Zeuge zu sein, wenn Sie sprechen, Möglichkeiten zu eröffnen, in denen sie zum Sprechen kommen – wie Foucault dies in seiner Gefangenenarbeit gezeigt hat –, das sind Positionen, die Psychotherapeuten sich zu eigen machen sollten. In einer Zeit, wo Patienten (von Therapeuten und noch größeren gesellschaftlichen Strömungen) zu „Kunden“ gemacht werden – man schreibt ihnen diese Identität oft höchst dysfunktional zu, ohne sie zu befragen, ob sie das denn auch wollen (Petzold, Petzold 1997) –, in einer Zeit der zunehmenden Monetarisierung des psychotherapeutischen Feldes, von den Psychotherapeuten selbst und von den Einsparern im Gesundheitssystem ausgehend (man muß beides zusammen sehen und wegen der wechselseitigen Bedingung der Ursachen zusammen bedenken), in einer Zeit, in der die gesellschaftliche Solidargemeinschaft massive Einschnitte erfährt und zuläßt, zu Lasten der Kranken, der Schwachen, der Randständigen in dieser Gesellschaft, hat der Text von Deleuze und Foucault eine durchaus wichtige Botschaft, nicht zuletzt auch, wenn er den „Begriff der Reform“ als „dumm und heuchlerisch“ denunziert. Bei den „Gesundheitsreformen“ ist hierzulande durchaus mit diesen Autoren die Frage zu stellen, ob nicht „das Ganze ein Unternehmen der Machthaber [ist], in dem Repression ausgeweitet wird“. Foucault und Deleuze (dieses Buch) haben recht, wenn sie darauf verweisen, „wie entwürdigend es ist, für die anderen zu sprechen“. Es ist wesentlich, Betrof-

feine selbst für sich reden zu lassen, dieses möglich zu machen, indem man sich gegen jegliche Entmündigung und Infantilisierung stellt, im Bildungssystem, im Rechtssystem, im System der Heilkunde – hier spezifisch im System der Psychotherapie. Die Repression in der Gesellschaft ist ja keineswegs weniger geworden, sie ist verdeckter. Was die Gesprächspartner 1972 über ausländische Arbeiter, Arbeitslosigkeit, Einwanderungsbeschränkungen sagen, klingt, als ob sie 1998 sprechen würden. Die Einschnitte im Bildungssystem und im Gesundheitssystem bringen uns in Kontrollfunktionen, „immer mehr Berufe sind gezwungen, Polizeifunktionen auszuüben: Professoren, Lehrer, Ärzte, ja, Psychiater usw.“ (ibid.) Psychotherapeuten haben im höchsten Maße wachsam zu sein, daß sie nicht zu Vollzugsgehilfen der „Macht“ werden, und deshalb kommt der Psychotherapie als **Kulturwissenschaft** eine so große Bedeutung zu, wenn sie das Verhältnis von Macht und Begehren analysiert, die „libidinöse Besetzungsgesellschaftlicher Macht“ (ibid.). Foucault und Deleuze können noch vom „Kampf des Proletariates“ sprechen (vom „Kampf der Arbeiter“). Wir können das derzeit nicht mehr. Wohl können wir vom (Überlebens-)kampf der Arbeitslosen sprechen – und das sind keineswegs nur Arbeiter – und vom Elend der Entwurzelten und Marginalisierten.

Die Diskurse wechseln in der Zeit, aber ihre Strukturen, was Macht und Ohnmacht angeht, wechseln nicht, und auf diese Strukturen gilt es zu blicken. Man stellt sich damit „nicht dem Unbewußten entgegen, sondern dem Geheimen. Dies bedeutet scheinbar weniger. Und doch ist es vielleicht mehr. Zweideutige Begriffe, wie das ‚Verborgene‘, das ‚Verdrängte‘, das ‚Nicht-Gesagte‘ erlauben eine bequeme Psychoanalyse dessen, was der Gegenstand eines Kampfes sein müßte. Das Geheime ist vielleicht nicht so leicht ans Licht zu heben, wie das Unbewußte“ (Deleuze, Foucault, dieses Buch). Das ist der Kern dieses Textes, die zentrale Botschaft, weswegen wir ihn als „Prolegomena“ an den Anfang dieses Buches gesetzt haben, denn dies ist auch eines seiner zentralen Anliegen. Es will Verborgenes und Geheimes aufzeigen – es liegt zuweilen offen zu Tage – und auf die Verpflichtung hinweisen, nach ihm zu suchen, und sei es unter den eigenen Füßen. Wir mühen uns damit – immer wieder! Es will auf die Notwendigkeit verweisen, zu Formen der Praxis zu finden, in denen jeder die Möglichkeit und das Recht hat, für sich und seine Anliegen zu sprechen, mit einer fairen Chance, Gehör zu finden: *dafür gilt es, solidarisch einzustehen.*

Anmerkungen

1. Sie bekämpften zunächst auch die Verhaltenstherapie, mit der sie später eine [unheilige] Allianz schlossen, und die Individualpsychologie, die sie dann als nachgeordneten Vasallen akzeptierten, und sie versuchten bis in die Gegenwart mit „fachlichen“ Begründungen, die fadenscheinig territoriale und monetäre Interessen kaschieren, die Gesprächspsychotherapie nach C. Rogers auszugrenzen [cf. die haarsträubenden Ablehnungsbegründungen in: *Gesprächspsychotherapie und klientenzentrierte Beratung*, 4/1997] und die humanistischen und systemischen Therapieverfahren als unwissenschaftlich und ineffektiv abzulehnen [Petzold 1992a, 1996c, 1998i], natürlich mit „wissenschaftlichen“ Gründen, deren auf theoretische, d.h. weltanschauliche Hegemonie gerichtete Argumentation (Köthke et al. 1999, 56ff), was die Solidität der eigenen Wirksamkeitsnachweise und Theorieenbildung- z.B.in der Entwicklungstheorie oder der Krankheitslehre - anbetrifft, leider vielfach nur als pseudowissenschaftlich bezeichnet werden kann [Pohlen, Bautz-Holzherr 1991, 1994 und von ganz anderer Seite Grawe 1998]. Wir haben das alles „life“ miterlebt.
2. Cf. Foucault 1981,23, 1987,243, und die beiden Biographien, die von Eribon [1993, 318ff] und die sehr materialreiche, aber in der Interpretation und Auswertung stupend flache, ja ärmliche von Miller [1993, 272ff], welche im Strickmuster platter psychoanalytischer Biographik vermutete Kindheitstraumata, Homosexualität, Todessehnsüchte als Explikationsfolien für Foucaults kulturkritisches Werkheranzieht, übergehen, daß Derrida und Deleuze - eingeschwo-rene Heterosexuelle - zu ähnlichen Ergebnissen kommen.
3. Foucault hat hiermit keine neue hermeneutische Methode begründet, sondern diese Bezeichnung für die Techniken der Selbsterkenntnis und Selbstsorge, die er untersuchte, verwandt.
4. Foucault und seine Mitstreiter haben sich mit ihren Attacken auf den Humanismus und die Humanwissenschaften oft Schmähkritik eingehandelt, aber Foucault gibt gute Gründe, die gemeinhin ignoriert werden: „Sie wissen doch [...], daß es gerade der Humanismus war, der in den Jahren nach dem Weltkrieg sowohl den Stalinismus wie die Hegemonie der christlich-demokratischen Parteien gerechtfertigt hat, daß es derselbe Humanismus ist, den wir bei Camus und im Existenzialismus Sartres finden usw. Zu guter Letzt ist dieser Humanismus doch der Prostituierte des ganzen Denkens, der ganzen Kultur, der ganzen Moral und Politik der letzten zwanzig Jahre gewesen: und wenn man ihn uns nun als Tugendbeispiel vorstellt, so halte ich dies für eine Provokation“ (Foucault im Gespräch mit Paolo Caruso, in: Mazumdar 1998, 316f). Die humanistisch gebildeten Offiziere und die Intelligenzia unter den Soldaten aller Parteien im Ersten Weltkrieg trugen in den wohl grauenhaftesten „Materialschlachten“ der Kriegsgeschichte ihre Humanismen im Feldgepäck. Neben der Bibel war das bei den Deutschen Seneca, bei den Briten war es Omar Khayyam in der faszinierenden Nachdichtung von Fitzgerald, bei den Franzosen Pascal. Die humanistische Bildung des deutschen Offizierscorps im Zweiten Weltkrieg konnte sich sehen lassen, die Inhumanität in der Wehrmacht auch - man weiß das nicht erst seit der von Reemtsma mit seinen Mitarbeitern organisierten Ausstellung. Die deutschen Akademiker im „Dritten Reich“ zeichneten sich - trotz (oder wegen?) humanistischer Bildung - zum überwiegenden Teil durch Untätigkeit, Ausblendung und Mitläuferschaft aus, auch die Psychotherapeuten (Petzold 1996k). Foucaults Kritik am Humanismuskonzept ist also exemplarisch und gilt für viele Ebenen. Die sogenannte „Humanistische Psychologie“ hätte mit Blick auf die Altlasten des Humanismusbegriffes sich einen besseren Term ausdenken sollen. Sie war von ihren Anfängen an, was ein reflektiertes politisches Bewußsein anbetrifft, unbedarft und unkritisch. Sie hat sich zwar menschenfreundlicher „statements“ befleißigt, blieb dabei aber gänzlich apolitisch, mittelschichtorientiert und konfliktzudeckend. Sie hat den „politischen“ Reich und Goodman totgeschwiegen bzw. euphemistisch entschärft, nicht bereit, auf die Hinter- und Untergründe seelischen Leides und menschlicher Verelendung zu blicken und sie theoretisch und praktisch offenzulegen. Stattdessen hat sie eine Fülle von Psychospielen - please „turn on“ -, gefälligen Ideologemen und

hochsprachlichen Interventionsformen hervorgebracht – darunter viele durchaus menschenfreundlich klingende (und gemeinte) –, die aber durch das Fehlen kritischer Analysen und engagierter Aktionen die Bitterkeit seelischer Erkrankungen und ihrer Ursachen verschleiern und in der Arbeit mit benachteiligten Schichten – von Ausnahmen abgesehen (Heinl, Petzold, Walch 1983) – nicht zur Anwendung kamen. Die „gute“ Natur des Menschen wurde (z.B. bei Rogers) bis zur Ausblendung jeglicher Schattenseiten herausgestellt, die Aggression (bei Perls) biologistisch verharmlost, die „wisdom of the organism“ gepredigt und die schmutzige Realität wurde mit Ganzheitsmythen (Harrington 1996) überdeckt. Ein Blick auf „Dispositionen zur Gewalt und Devolution“ im Sinne einer „desillusionierten Anthropologie“ (Petzold 1996j, 407ff) konnte nicht ertragen werden und wurde prompt mit der Unterstellung des Verrats „einer humanistischen Wertorientierung“ (F. Großkurth) gleichgesetzt (ibid. 440). Ich [Petzold] bin im Namen einer humanistischen Haltung von den sich „ultrahuman“ gebenden Therapeuten der „Züricher Schule“ des „Vereins für psychologische Menschenkenntnis“ (VPM 1991a,b) als „Foucault-Schüler“ und Protagonist der „Neuen Linken“ der Propagierung einer „gänzlichen Auflösung jedweder sozialen Verantwortung und Mitmenschlichkeit“ (ibid. 448) sowie der Anwendung „gewaltsamer und persönlichkeitsauflösender Psychotechniken“ (ibid. 202) bezichtigt worden, oder Nancy Amedt-Lyon, eine Gestalttherapie-Zelotin, hat mich, den Kritiker gewisser gestalttherapeutischer Positionen, der Unterstützung „rechtsterroristischer und rechtsradikaler“ Aktivitäten beschuldigt, weil ich den durch ein verwerfliches rechtsterroristisches Briefbombenattentat verletzten Wiener Altbürgermeister Zilk wegen seines Verhaltens in dem Jahrhundertskandal der Patiententötungen im städtischen Asyl, dem Wiener Pflegeheim von Lainz u.a. im Rekurs auf Foucault (Petzold 1985d, 555) angriff (siehe auch Petzold, dieses Buch, S. 118ff). Das sind Reaktionen auf Kritik von sich „humanistisch“ gebenden Glaubenssystemen, deren Vertreter ihre Hintergründe und fundamentalistischen Tendenzen (Huth 1995) nicht einmal erkennen – ähnliche wie die Adepten „transpersonaler“ Ansätze (vgl. Goldner 1997 und ders.: „Die Grenze zu ‚Blut und Boden‘ ist fließend“, in: Platta 1994, 184-204). Die Dekonstruktion falscher Humanismus- und Ganzheitsmythen in den verschiedenen Psychoszenen und des romantisierenden Individualismus (Berlin 1998) der Humanistischen Psychologie und Psychotherapie sowie die Veränderung ihrer Praxis zu einer metareflexiv-kritischen wird noch mancher Investition bedürfen (Petzold 1998f). Gute Anfänge (z.B. von H.P. Dreitzel 1992; Portele, Roessler 1994) wurden gemacht.

5. Wir arbeiten seit geraumer Zeit mit einer Weiterentwicklung von dem, was wir „narrative Praxis“ nennen [Petzold 1988n, 485, 1991a, 374], d.h. an der Umsetzung einer „klinischen“ Parrhesie-Konzeption in der Integrativen Therapie. In „**Intersubjektiver Ko-respondenz**“ (Petzold 1978c/1991e), d.h. in Begegnung und Auseinandersetzung, die Dependenzverhältnisse, wo immer möglich vermeidet, werden vor dem Hintergrund von Kontext/Kontinuum Sondierungen und existentielle Konfrontationen auf der Ebene des Selbst, des Ich und der Identität vorgenommen. Bei Schwerstkranken ist dies nicht immer möglich, indes öfter als dies die gängige Praxis der parentifizierenden und klientelisierenden Psychotherapie suggeriert und realisiert. Indes ist eine sorgfältige Indikation für parrhesiastische Arbeit unverzichtbar und auch die selbstverständliche Begleitung durch Supervision, an der bei Schwierigkeiten beide – Therapeut und Klient – gleichrangig teilnehmen. Ziel dieser Arbeit ist es, eine „**Freimütigkeit vor sich selbst**“ zu erreichen, die immer wieder den Spiegel des anderen braucht, um mehr und mehr die Parrhesie als **Aufrichtigkeit gegen sich selbst** realisieren zu können. Dabei geht es nicht um das Auffinden einer „letzten Wahrheit“ oder „verdrängter Geheimnisse“, sondern um die Entwicklung einer Bewußtheit und Selbstwahrnehmung, die einen **Lebensstil der „Aufrichtigkeit gegen sich selbst“** ermöglicht. Das bringt in der therapeutischen Beziehung oft erhebliche Konfrontationen mit sich, die nur auf dem Boden eines tiefen Vertrauens und auf seiten des Therapeuten durch die Bereitschaft zur „Mutualität“ (Ferenczi 1988), des sich Offenstellens, des Sich-in-Frage-Stellen-lassens fruchtbar werden kann. In solcher **Selbst- und Mit-Selbst-Erfahrung** ist niemand „oben“ und niemand „unten“, und die sogenannte „Grundregel“ **Freuds** gilt für beide Partner des Diskurses – nur so ist sie übrigens ethisch zu

legitimieren, ansonsten ist sie – intersubjektivitätsethisch [Lévinas, Marcel, Rosenzweig, Buber, Habermas, Apel] betrachtet – unmoralisch [cf. Petzold, Gröbelbauer, Gschwend, dieses Buch] und abzulehnen. Nur in gelebter Intersubjektivität kann es zu einem wirklichen **Ringem um Selbstfindung und persönliche Wahrheit** kommen, zu Auseinandersetzung, Kampf gar, in dem *Differentes* aufscheinen kann und sein darf, eine Erfahrung, die darum weiß, daß das *Eigene am Fremden wird*. Das Ziel einer solchen „Therapeutik“ besteht nach Foucaults (1996) Ausführungen in den Berkeley-Lectures nicht darin, „den Gesprächspartner einer neuen Wahrheit zuzuführen oder ihn auf eine höhere Stufe der Wahrnehmung seiner selbst zu führen, sondern darin, den Gesprächspartner dazu zu bringen, diesen ‚parrhesiastischen Kampf‘ zu *verinnerlichen*, mit sich selbst gegen die eigenen Mängel zu kämpfen.“ Es geht also um die Ausbildung eines **Lebensstils der Parrhesia** und das bedeutet die nicht mehr abreißen-de Auseinandersetzung mit sich selbst, die – das sei nochmals betont – niemals solipsistisch verlaufen kann sondern die Auseinandersetzung mit dem anderen in *engagierter Ko-respon-denz* braucht. Dazu ist nicht eine monastische Disziplin und Community erforderlich, wie sie in *de vita contemplativa*, c.36 von Philon von Alexandria (Philo Iudaeus * um 13 v. Chr., † 50 n. Chr., ed. L. Cohn, P. Wendtland, S. Reiter, 6 Bde., Berlin 1896-1915) für die mystische Gemeinschaft der *therapeutas*, der Therapeuten, südlich des Mareotis-Sees, beschrieben wurde und in den idiorhythmischen Lauren und coenobitischen Klöstern über die Jahrhunderte als Methoden der Selbstentwicklung mit einem geistigen Vater, Starez, Mentor, also in dialogischen Situationen praktiziert wurde – selbst die Säulensteher hatten Menschen in ihrer Mandra am Fuß der Säule (Petzold 1972 IIb) –, aber man braucht Menschen in einem Vertrauensraum absoluter Ehrlichkeit, man braucht wirkliche Freunde, geistige Wahlverwandschaften, mit denen man in die *Praxis der Parrhesia* eintritt. Therapien mit Selbsterfahrungsqualität können dies bereitstellen, denn die Parrhesie ist kein einsames Geschehen und natürlich darf sich die parrhesia-stische Lebensführung nicht auf therapeutische Räume beschränken, sondern muß, hat man sich für sie entschieden, in die Wirklichkeit des Alltags eindringen, sie durchdringen.

6. Es soll an dieser Stelle explizit auf die allseits bekannte, skandalöse Politik der „Richtlinien-verfahren“, in Sonderheit der Psychoanalyse, bei ihren Monopolisierungsbestrebungen im Kontext des Psychotherapiegesetzes verwiesen werden, die die Vorherrschaft (am besten Alleinherrschaft) ihres Paradigmas um den Preis der Verarmung des psychotherapeutischen Feldes durch die Etablierung einer „Zwei-Konfessionen-Psychotherapie“ bzw. einer medizini-sierten Richtlinien-therapie zum Ziel ihrer Berufspolitik gemacht hat. Unter massiver Abqualifizierung aller anderen Psychotherapierichtungen wurde eine systematische Ausgren-zung betrieben, die zu einer Marginalisierung, ja einer Zerstörung der Arbeits- und Ausbil-dungsmöglichkeiten kleinerer Psychotherapieverfahren, d. h. letztlich ihrer Anihilierung füh-ren kann. Es kann darüber hinaus zur Existenzgefährdung, ja -vernichtung der Therapeuten, die diese Ansätze praktizieren, führen. Das alles wurde mit der *Kälte von Chirurgen* (Freud) in Kauf genommen, ja betrieben, von einer psychotherapeutischen Richtung, die nicht müde wurde (und wird), ihre Ächtung und Verfolgung ob ihrer aufklärerischen und subversiven Theorie und Praxis, ihrer Herausforderung repressiver Gesellschaftskräfte zu beklagen (cf. z.B. Nitzsche [1996] inmitten der heftigsten Ausgrenzungsdemarchen). Die psychoanalytische „Community“ in Deutschland hat damit ihr gesellschaftskritisches Potential aufs Spiel gesetzt, ihren antirepressiven, emanzipatorischen Anspruch verraten und mit diesem Krieg – anders kann man es nicht nennen – ihre moralische Integrität verloren, wieder einmal, denn die *kollaborierende Psychoanalyse* (Lockot 1985) hat dies schon einmal, und kollaborierend war schon die Psychoanalyse, die Wilhelm Reich ausschloß (Nagler 1998), nicht erst die des Göring-Institutes. Im übrigen wurde dieser Ausschluß nie revidiert. Auf Petzolds offenen Brief (*Integrative Therapie* 4/1996, 489f) mit der Forderung, den Ausschluß zurückzunehmen und historisches Unrecht wiedergutzumachen – er wurde an alle wichtigen psychoanalytischen Gesell-schaften und Zeitschriften versandt –, hat man aus Ignoranz oder Arroganz mit Schweigen reagiert (Petzold 1998f). Die Richtlinienpsychoanalyse und die mit ihr verbundenen und ihre Strategien stützenden Verbände haben mit ihrer Hegemonialpolitik die über fast ein Jahrhun-

dert - seit den ersten Anathemen *Freuds* und den Feldzügen seiner Paladine - betriebenen „Säuberungen“ (*Castel* 1973) und *Glaubenskriege* gegen Dissidenten in der Schlußphase der Therapiegesetzgebung auf die Spitze getrieben, mit einem vorläufigen, höchst zwieschlächtigen Erfolg: Sie haben offenbar mit der auch von *Freud* über *Bernfeld*, *Fromm*, *Reich* bis *Cohn*, *Richter*, *Parin*, *Bauriedl* praktizierten *Kultur der Offenlegung von Machtdiskursen* gebrochen. Denn wo waren die Psychoanalytiker (auch die „kritischen“) in den Diskussionen um das bundesdeutsche Psychotherapiegesetz und seine Hintergründe und Folgen? Sie wissen sehr wohl um die in ihren Fachorganen immer wieder beschworene „Krise“ in ihrer eigenen Theorie, um die eher mäßigen Effizienznachweise (die sie aber von anderen verlangen), um die neuerlichen „Anleihen“ bei den erlebnisaktivierenden humanistischen Methoden für ihre Versuche, Formen der Kurzzeittherapie zu entwickeln oder zu verbessern. Für *Hybris* gibt es also keinen Grund. Aber wo sind sie gewesen, als es darum gegangen wäre, sich *kollegial und solidarisch* für den Einbezug anderer Therapieformen, anderer Theoriediskurse, anderer Therapeutenkollegen und -kolleginnen in die gesetzlichen Regelungen einzusetzen? War die ekklesiale Glaubensüberzeugung bezüglich des eigenen Paradigmas so absolut auf den Kampf gegen die „Häretiker“ eingeschworen (die Christen sind immerhin inzwischen bei einer gewissen Ökumene angelangt)? Es ging und geht, das ist unabweisbar, um ideologische Vorherrschaft, aber auch ganz einfach um die Absicherung von Privilegien und monetären Interessen, die allerdings die reale Existenzvernichtung der über viele Jahre erfolgreich im Erstattungsverfahren arbeitenden Therapeuten in Kauf nahm, ja, - es sei wiederholt - sie aktiv betrieben hat! Man möge sich hier nicht auf „ökonomische Sachzwänge“ herausreden. - Dekuvrierend wurden die Machtspiele dann bei dem beschämenden und zugleich absurden Theater der sogenannten „**Nachqualifikation**“ von zumeist langjährig erfahrenen und erfolgreich arbeitenden Therapeutinnen und Therapeuten anderer Schulen durch richtlinienanerkannte Institute, Kollegen, die sich einer kostspieligen und oft demütigenden Unterwerfungsprozedur unterziehen mußten, bei der im Lande Millionenumsätze gemacht wurden: der zwangsweisen Aneignung oder Repetition von bekanntem, meist besser bei den Originalautoren nachlesbarem Buchwissen, oft genug demodierte Theoreme in z.T. mäßiger Qualität angeboten - schlecht, zuweilen arrogant vorgetragener Konvertitenunterricht für Konversionsunwillige. Und selbst wo die Veranstaltungen inhaltlich gut waren, die Dozenten kollegial zu sein versuchten (die Struktur der Übung verunmöglichte das natürlich), war das ganze Unterfangen *strukturell unmoralisch*, denn für die Besucher dieser fragwürdigen „Nachqualifikationen“ stand ihre wirtschaftliche Existenz, ihre berufliche Identität auf dem Spiel. Sie mußten sich die andere Ideologie - aus Studium und Lektüre bekannt - hineinzwingen lassen. Das ist harsche Kritik, indes für einen im wissenschaftlichen und klinischen Feld beispiellosen Vorgang, ein Skandalon, das erst aus dem Abstand richtig deutlich werden wird, und das die *Macht der Ideologien* in der Psychotherapie, um die es in diesem Buch geht, prägnant illustriert.

7. Alle drei Autorinnen bzw. Autoren wurden mit dem Bundesverdienstkreuz wegen ihrer Verdienste um die Psychotherapie u.a. mit Randgruppen ausgezeichnet (vgl. *Gestalt & Integration* 1,1998, 574f; sowie 1/1994, 419). Die Ehrungen wurden angenommen aus der dezidierten Position, daß Psychotherapie und Supervision mit der Substanz des Grundgesetzes der BRD einen ausgezeichneten Boden haben, der viel bewußter und aktiver in der psychotherapeutischen Metatheorie, Konzeptentwicklung und Behandlungspraxis genutzt werden sollte (cf. *Petzold* 1998a, 36), zumal leider gerade Psychotherapie und Supervision Bereiche sind, wo Grundrechte gefährdet sind oder auch verletzt wurden und werden (z.B. im Bereich des Schutzes von Persönlichkeitsrechten etwa bei der Weitergabe von Geheimnissen, der Schweigepflicht [*Petzold*, *Rodriguez-Petzold* 1997; *Cullmann* 1997] oder auch im Anspruch gewisser psychotherapeutischer Verfahren, *Persönlichkeitsveränderungen* grundsätzlicher Art bei Patienten herbeizuführen).

Zusammenfassung: Einführung: Psychotherapie: MYTHEN und Diskurse der MACHT und der FREIHEIT (Petzold, Orth, Sieper (2014g))

Dieser Text führt zu Grundsatzfragen unseres Buches über die „Mythen der Psychotherapie“ (2014a): die Probleme des mythischen Denkens und der Ideologien, z. B. in der Psychoanalyse, aber auch in den humanistischen Ansätzen und anderen Orientierungen, die Machtstrukturen in der Gesellschaft und ihre Auswirkungen, auch in der Psychotherapie. Diese muss deshalb nicht nur individualisierte Behandlung, sondern auch „transversale Kulturarbeit“ sein, was sich in der PatientInnenarbeit niederschlägt.

Schlüsselwörter: Integrative Therapie, Ideologie, Kulturarbeit, PatientInnenarbeit, Freiheitsdiskurse.

Summary: Psychotherapy: MYTH and Discourses of POWER and FREEDOM (Petzold, Orth, Sieper (2014g))

This text is opening basic questions that we take up in our book on „Myth and Psychotherapy“ (2014a): the problem of mythological thinking and of ideologies, e. g. in psychoanalysis, but also in humanistic approaches, the structures of power in society and their consequences – also for psychotherapy. Therefore psychotherapy should not only focus individualized treatment, but should also concentrate on „transversal cultural intervention“, that must become visible also in the treatment procedures of patients.

Keywords: Integrative Therapy, Ideology, Cultural Intervention, Work with Patients, Discourses of Freedom.